

ERODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 42. Monatl. vier Nummern. Berlin, 8. November 1864. Preis: Vierteljährlich 25 Sgr. X. Jahrgang.

Luise, Königin von Schweden und Norwegen.

Durch eine weitverzweigte Verschwörung wurde am 13. März 1809 König Gustav der Vierte von Schweden in seinem Schlosse zu Stockholm gewaltsam verhaftet und gezwungen, dem Throne zu entsagen, den nunmehr sein Oheim Karl von Südermanland als Karl der Dreizehnte bestieg.

Die bei dem kinderlosen Alter des neuen Königs nothwendige Wahl eines Thronfolgers fiel Anfangs auf einen holländischen Prinzen und als dieser plötzlich starb, auf den französischen Marschall Bernadotte, der sich während des preussisch-französischen Krieges durch sein menschenfreundliches Benehmen gegen die schwedischen Truppen bei ihrem Rückzuge aus Lauenburg, sowie durch seine angenehmen Manieren viele Freunde unter den Offizieren gewonnen hatte. Bernadotte, der ehemalige Kriegsgenosse Napoleon's, wurde mit dessen allerdings nur ungern ertheilter Bewilligung am 11. August 1810 zum schwedischen Thronfolger erklärt und nach seinem Uebertritt zur lutherischen Kirche von Karl dem Dreizehnten adoptirt.

Nach dem im Jahre 1818 erfolgten Tode Karls des Dreizehnten bestieg mit Karl dem Vierzehnten das Haus Bernadotte den schwedischen Thron.

Der menschenfreundliche Karl Johann Bernadotte hatte sich bald die Liebe und Verehrung des gesammten schwedisch-norwegischen Volkes erworben; diese Liebe und Hingabe des Volkes an das neue Königshaus hat sich auch unter der Regierung der beiden Nachfolger Karls des Vierzehnten, nämlich seines Sohnes Oskar und seines Enkels Karl, des gegenwärtigen Königs, herrlich bewährt. Noch enger aber ist dieses Band der Liebe zwischen Fürst und Volk geknüpft worden durch die Liebenswürdigkeit, das Wohlwollen und die Mildthätigkeit der Königin Luise, der Gemahlin des jetzigen Königs Karl.

Königin Wilhelmine Friederike Alexandra Anna Luise wurde am 5. August 1828 geboren. Sie ist die Tochter des Prinzen Wilhelm Friedrich Karl der Niederlande und seiner Gemahlin Luise Auguste Wilhelmine Amalie, Tochter des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm des Dritten von Preußen. Königin Luise von Schweden ist also eine Enkelin der hochherzigen, allverehrten, zu früh entschlafenen Königin Luise von Preußen. Am 19. Juni 1850 vermählte sie sich mit Karl Ludwig Eugen, dem damaligen Kronprinzen von Schweden, welcher seinem Vater, dem König Joseph Franz Oskar dem Ersten am 8. Juli 1859 in der Regierung folgte. Ihre Ehe ist nur mit einer Tochter gesegnet, der Prinzessin Luise Josephine Eugenie, geboren den 31. October 1851. Ein später geborener Prinz starb schon in früher Jugend, und es ist somit nun der präsumtive Thronerbe der nächstgeborene Bruder des Königs Karl, Prinz Oskar, Herzog von Ost-Gothland.

Die Königin Luise besucht nur selten den Continent; größtentheils weilt sie in Stockholm, woselbst besonders während der Wintermonate ein reges, buntes Leben herrscht, da in dieser Zeit die Vornehmen und Gebildeten aus allen Theilen des Landes hier zusammenströmen. Die Sommermonate verlebt die hohe Frau auf dem in der Nähe Stockholms gelegenen Lustschlosse Ulfsdal.

Auf falschen Wegen.

Erzählung

von
J. F. Smith.

(Fortsetzung.)

Einundvierzigstes Kapitel.

Das Vertrauen, welches Miß Currey Lady Ashleigh geschenkt, indem sie ihr die traurige Geschichte ihrer Jugend erzählte, und die aufrichtige, herzliche Theilnahme, die diese ihr dafür entgegenbrachte, hatte ein inniges Verhältniß zwischen den beiden Damen hergestellt. Als Miß Currey von der Familie Ashleigh Abschied nahm, empfing sie von allen Seiten die wärmsten Einladungen, ihren Besuch recht bald zu wiederholen.

„Kommen Sie,“ sagte Lady Ashleigh, „so oft sie der Gesellschaft müde sind, und Ruhe für Herz und Gemüth bedürfen. Vergessenheit des Vergangenen kann ich Ihnen nicht versprechen, ich selbst habe sie vergebens gesucht — Freundschaft und Theilnahme sind Alles, was ich Ihnen zu bieten habe.“

„Und diese sind von unschätzbarem Werthe,“ erwiderte die alte Dame, indem sie in den Wagen stieg.

Der junge Baronet würde den Gast, der eine so günstige Veränderung auf die von ihm hochverehrte Stiefmutter hervorgebracht hatte, sehr gern bis nach Windsor begleitet haben, Miß Currey gab dies jedoch nicht zu. „Begleiten Sie mich nur bis zum Thor,“ bat sie, „damit ich glücklich bei Ihrem Cerberus vorüber komme.“

Am Thore stand Barlet mit der Mütze in der Hand und öffnete beide Flügel schnell und bereitwillig. Er hatte den Namen der fremden Dame erfahren und derselbe hatte ihm zu denken gegeben; es war nicht das erste Mal, daß er ihn hörte.

„Cerberus ist gezähmt,“ bemerkte Miß Currey lächelnd. „Wir können den alten Kerl nicht entlassen,“ bemerkte Sir Reginald, „sondern müssen ihn, so ist es ausdrücklich von dem Agenten des Obersten Berner ausbedungen, in einem Theil des Hauses wohnen lassen und darauf trost er.“ „Eine seltsame Bedingung, ich bewundere, daß Ihr Vormund, Mr. Dorillon, darauf eingegangen ist.“

„Mr. Dorillon war in Verlegenheit um einen passenden Aufenthalt für uns und nahm deshalb die Bedingung an.“

Miß Currey machte weiter keine Bemerkung darüber, aber die eigenthümliche Bestimmung erregte ihr Erstaunen und gab ihr noch zu denken, als der junge Baronet sich lange von ihr verabschiedet hatte und ihr Wagen auf der Landstraße dahinvollte.

So sehr Lady Ashleigh und ihre Kinder durch Miß Currey's Besuch erfreut worden waren, mit so großem Mißbehagen hatte ihn Esther und ihr Sohn gesehen. Besonders fürchtete die Erstere durch diese erneute Verührung mit der Außenwelt üble Rückwirkungen auf ihren lange und sorgfältig gehegten Plan.

„Ihre vornehmen Freunde scheinen sich ja Ihrer endlich wieder erinnern zu wollen,“ bemerkte sie spöttisch gegen Lady Ashleigh. Sie werden aber hoffentlich den Werth dieser Freundschaft, oder besser gesagt, dieser Neugierde, zu würdigen wissen. Die Dame hatte wahrscheinlich einen müßigen Tag und fuhr, da sie ihn nicht besser anzuwenden wußte, nach Belmont, sie wird bei ihrer Rückkehr viel zu erzählen wissen.“

„Du irrst Dich, Miß Currey's Besuch hatte wahrhaft edle Motive.“ „Sie wird jetzt wahrscheinlich öfter kommen?“

„Ich hoffe es.“ „Ich sehe lieber, wir hätten ihre neugierigen Augen nicht so sehr in unserer Nähe; es ist gefährlich,“ versetzte Esther drohend.

„Wenn Du das fürchtest, so hast Du volle Freiheit das Haus zu verlassen,“ entgegnete Lady Ashleigh ruhig. „Ich will Niemand gegen seinen Willen zurückhalten, ich bin es müde, beständig von Deinem Mißtrauen, Deiner Eifersucht verfolgt zu werden. Es scheint mir zuweilen, als sei Dir selbst die Liebe meiner Kinder für ihre Mutter ein Dorn im Auge.“

„Haben Sie meine Dienste vergesen?“

„Nein, und eben so wenig den Preis, welchen ich dafür zu zahlen habe, Esther. Du bist eine unkluge Gläubigerin, daß Du mich beständig an die Bezahlung einer Schuld mahnst, die noch nicht fällig ist.“

„Und wenn —“ „Wenn der Tag gekommen ist, werde ich gerecht handeln, fürchte nichts,“ unterbrach sie die Dame, stand auf und verließ das Zimmer.

„Ich kann sie nicht begreifen,“ murmelte Esther, ihr nachsehend. Sie scheint einen festen Entschluß gefaßt zu haben, ich wünschte, ihn errathen zu können. Nie stellt sie das gegebene Versprechen in Abrede oder sucht davon loszukommen. Loskommen!“ wieder-



Luise, Königin von Schweden und Norwegen.

holte sie. „Wenn ich je nur den geringsten Beweis erhalte, daß sie falsches Spiel mit mir spielt, so verderbe ich sie, muß ich auch selbst dabei zu Grunde gehen.“

„Aber ich quäle mich ohne Grund,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „was ich für einen gefassten Entschluß, für einen wohlüberlegten Plan halte, ist nur Apathie, sie hat weder den Willen, noch den Muth mir entgegenzutreten, ihr Schmerz hat sie selbstsüchtig gemacht. Karl wird Alice, die ältere Schwester, heirathen und dann —“

Ein furchtbares Lächeln umspielte für einen Augenblick ihre Lippen, verschwand aber schnell wieder und machte dem gewöhnlichen kalten, entschlossenen Ausdruck ihres Gesichtes Platz.

Es waren Monate vergangen, seitdem Miß Currey mit Sidney Langly zusammengetroffen war. Sie hatte, als sie damals den Künstler nach seinem Atelier begleitete, mehrere seiner Zeichnungen gekauft und ihn beauftragt, von seinem großen Delgemälde „Der Brand Roms unter Kaiser Nero“ eine Copie in Wasserfarben für sie zu malen. Es war schon lange fertig.

„Ich bin sehr nachlässig gewesen,“ dachte sie, als sie nach der beschriebenen Wohnung des Künstlers fuhr, deren Lage und Hausnummer sich ihr Kutscher nur mit Mühe wieder in das Gedächtniß rief.

Auf ihre Frage nach Mr. Langly erfuhr sie von der Magd der Wirthin, daß er sehr krank gewesen sei, ihre Herrin habe den Arzndocor für ihn holen lassen.

„Den Arzndocor?“ fragte Miß Currey entsetzt. „Ja, er sagt, der junge Herr habe das Nervenfieber gehabt, das mag wol so der gelehrte Ausdruck sein, wenn einer vor Hunger stirbt. Milch und Brod zum Frühstück, Milch und Brod zum Mittagessen, wo will das hin? Doch vielleicht möchten Sie mit der Frau sprechen?“

Miß Currey bejahte dies, und das Mädchen ließ sie in das Zimmer ihrer Gebieterin treten, während sie dieselbe herbeizuholen ging. Mrs. Quilt war zuerst sehr geneigt, mit der Magd zu schelten, daß diese ihr einen Besuch zugeführt habe, als sie jedoch erfuhr, die Dame sei in einem Wagen und von zwei Bedienten begleitet angekommen, warf sie sich schnell in ihre besten Kleider und ging, mit dem süßesten Lächeln auf den Lippen, die Fremde zu begrüßen, in der leisen Hoffnung, eine Bezahlung ihrer Forderung an Mr. Langly zu erhalten.

„Ich höre zu meinem großen Bedauern, daß Mr. Langly krank gewesen ist,“ begann Miß Currey die Unterhaltung.

„Ja, sehr krank,“ bekräftigte die Wirthin.

„Ein Fieber?“

„Das Malerfieber, die Armuth. Der arme junge Mann, ich konnte es nicht über das Herz bringen, ihn auf die Straße zu werfen, obgleich ich das Atelier sehr gut hätte vermieten können an einen Mr. Herbert, der es für einen Freund haben wollte.“

„Hat Mr. Langly keine Verwandten, keine Freunde, die sich nach ihm umsehen hätten?“

„Es kam nur eine Person, und die halte ich weder für eine Verwandte noch für eine Freundin, obgleich ich vermuthete, daß sie das Letztere sehr gern sein möchte.“

„Ich verstehe, eine Liebesangelegenheit.“

„Ja, die Liebe scheint jedoch nur auf Seiten der Dame zu sein. Ich hörte, wie sie ihm anbot, sie wolle ihn mit sich nehmen, er solle wohl gepflegt werden — nicht daß wir ihn hier vernachlässigt hätten — aber er schlug es aus und bat mich, wenn sie wieder käme, so solle ich sie nicht zu ihm lassen.“

„Ich zweifle nicht, daß Sie gegen Mr. Langly so freundlich gewesen sind, wie man es in Ihrer Lage nur von Ihnen erwarten kann, denn ich vermuthete, er ist Ihr Schuldner,“ sagte Miß Currey.

„Fünfzehn Pfund zwölf Schillinge, Madame, eine sehr große Summe für eine Witwe, wie ich bin. Doch fürchte ich nicht es zu verlieren, denn Mr. Langly war stets ein sehr ordentlicher junger Herr. Da hat eine vornehme Dame ein Bild bei ihm bestellt, es aber nicht abholen lassen, es ist nun schon das zweite Mal, daß ihm ein solcher Streich gespielt ist.“

Miß Currey zog ruhig ihre Börse und händigte der Wirthin den Betrag ihrer Forderung ein.

„O Madame, ich hoffe nichts gesagt zu haben, was Sie beleidigen könnte!“ rief die erstaunte und entzückte Wirthin, indem sie das Geld zählte.

„Durchaus nicht; die Bemerkung, welche Sie machten, war sehr richtig, ich bin die Dame, welche das Gemälde bestellt hat und klage mich bitter wegen meiner Nachlässigkeit an. Doch wie war das mit dem jungen Mädchen, das Ihren Miether besuchte?“ fuhr Miß Currey, sich auf ein altes mit rothem Merino überzogenes Sopha setzend, fort.

„Sehen Sie, Madame,“ erzählte Mrs. Quilt, „als die junge Person kam, war ich doch neugierig, zu wissen, in welchem Verhältniß sie eigentlich zu Mr. Langly stehe. Trotz ihrer harten Züge und ihres kalten Benehmens entdeckte ich bald, daß sie den jungen Mann wirklich liebt, er aber liebt sie nicht wieder, und ich wundere mich auch nicht darüber, denn obgleich ich ihr sagte, daß er schon seit vierzehn Tagen nur von Brod und Milch gelebt habe, bot sie ihm doch weder an, etwas für ihn zu schicken, noch gab sie mir Geld, ihm bessere Lebensmittel zu kaufen!“

„Sie ist vielleicht auch arm.“

„Das glaube ich nicht, denn ich hörte, wie sie davon zu Mr. Langly sprach und ihm anbot, sie wolle ihn heirathen, ja dringend bat, er möge sich dazu entschließen.“

„Und was antwortete der junge Mann?“

„Er schlug es rund ab, sagte ihr mit dünnen Worten, er wolle lieber verhungern — und der arme Mensch weiß, was verhungern in der Wirklichkeit zu bedeuten hat — als sich um des Brodes willen verkaufen! Ich werde nie den Blick vergessen, mit dem sie ihn darauf ansah, noch die Worte, welche sie sprach; ich ging nämlich zufällig an der halb offenen Thür vorüber.“

„Was sagte sie?“

„So möge er denn ihretwegen sterben.“

Miß Currey schanderte.

„Das Folgende war noch sonderbarer. Sie sagte dem armen jungen Herrn, der, soweit ich verstehen konnte, als Kind der Obhut ihrer Aeltern anvertraut worden war, er sei der Erbe eines großen Vermögens und vornehmen Namens, sie allein sei im Stande, ihn zu dem Besitz dieser Vorzüge zu verhelfen, aber sie sei entschlossen, dies niemals zu thun, wenn er nicht ihr Gatte werde.“

„Konnten Sie weiter nichts erfahren?“

„Nichts. Als das junge Mädchen Langly verließ, bat

ich sie in mein Zimmer zu kommen und gab ihr eine Tasse Thee, aber kaum fragte ich nur ganz von fern nach Mr. Langly's Familie, so sprang sie auf, nannte mich eine Spionin, warf eine halbe Krone als Bezahlung für den Thee auf den Tisch und ging aus dem Hause.“

„Wollen Sie so gut sein und nachfragen, ob Mr. Langly wol geneigt ist, mich zu empfangen?“

„Gewiß, Madame. Welchen Namen soll ich nennen?“

„Sagen Sie nur die Dame wäre da, welche eine Copie seines großen Gemäldes bei ihm bestellt habe,“ antwortete Miß Currey, welche nicht Lust hatte, die Neugierde der Wirthin zu befriedigen, „und hören Sie, kein Wort von der Bezahlung der Miete.“

„Wie Sie befehlen, Madame.“

„Das junge Mädchen mag doch so Unrecht nicht gehabt haben mit der Behauptung, mein Miether könne Anspruch auf Rang und Reichthum machen,“ dachte Mrs. Quilt, indem sie die Treppe zu dem Atelier hinaufstieg, „ich wünschte wol, ich wäre etwas aufmerksamer gegen ihn gewesen, aber die Zeiten sind schwer — sehr schwer.“ Mit dieser Betrachtung beschwichigte sie ihr Gewissen.

Zweihundvierzigstes Kapitel.

Ein tödtlicher Schreck durchfuhr Miß Currey, als sie in Langly's Atelier trat und die furchtbare Verwüstung wahrnahm, welche Krankheit und Entbehrung in der Gestalt und den Gesichtszügen des jungen Künstlers angedeutet hatten. Aus diesen hohlen, eingefallenen Wangen, diesen glanzlosen Augen und bebenden Gliedern starrte ihr der Hunger entgegen, der Hunger, diese Hyäne, welche sich an die Schritte des Talentes hestet, sich von seinem Hirn und seinem Herzen nährt.

Trotz seiner großen Schwäche stand der Maler auf, um Miß Currey zu begrüßen.

„Mein lieber Mr. Langly,“ rief die alte Dame im Tone des bittersten Selbstvorwurfs, „ich bin sehr, sehr betrübt, Sie in diesem Zustande zu sehen.“

„Meine Gesundheit ist in letzter Zeit nicht gut gewesen,“ entgegnete der Künstler, „ich fürchte, ich habe zu viel im Zimmer gefressen.“

„Warum schrieben Sie mir nicht, daß mein Bild fertig sei? Ich hätte mich sehr gefreut, es zu erhalten.“

„Ich glaubte, Sie hätten es vergessen.“

„Im Gegentheil, ich bin begieriger als je, es zu besitzen. Bitte, lassen Sie es mich sehen.“

Langly deutete auf ein an der Wand hängendes Gemälde. Miß Currey stand einige Minuten davor, anscheinend in Bewunderung verloren, in Wirklichkeit aber, um die Thränen zu verbergen, die ihren Augen entströmten.

„Wunderschön!“ rief sie endlich. „Wie herrlich haben Sie den Charakter des Nero in diesem schönen und doch in jeder Linie von Grausamkeit zeugenden Gesichte auszubringen verstanden. Sie müssen mir versprechen, mir recht bald ein Pendant zu diesem Gemälde anzufertigen.“

Das bleiche Gesicht des jungen Mannes erglänzte in einem Freudenlächeln.

„Ehe wir jedoch darüber weiter sprechen, müssen Sie erst wieder gesund und kräftig sein. Ich fürchte, Sie haben sich zu sehr angestrengt in Ausübung Ihrer schönen, aber undankbaren Kunst.“

„Undankbar! Ja sie ist es, wenn man darunter die irdischen Interessen versteht, aber nicht in ihren geistigen Resultaten. Sie können sich nicht vorstellen, welches Entzücken das Herz eines Malers erfüllt, der auf ein gelungenes Werk blicken darf; es ist Poesie in einem solchen Leben!“

„Und Tod,“ dachte Miß Currey; laut sagte sie: „Ich muß mich schämen, so lange Ihre Schuldnerin gewesen zu sein, bitte, erlauben Sie mir mein Unrecht wieder gut zu machen.“

Sie legte in die Hände des jungen Künstlers Banknoten im Betrage von hundert Pfund. Diese unerwartete Güte, welche ihm erwiesen ward, erschütterte Langly. Einer Ohnmacht nahe sank er in seinen Stuhl zurück.

„Sie sind sehr schwach. Erlauben Sie, daß ich klingele und Ihnen ein Glas Wein bringen lasse.“

Langly lächelte bitter, er hatte seit Monaten keinen Tropfen Wein getrunken.

Zu seinem großen Erstaunen brachte indeß das Mädchen, dem der Befehl erteilt worden war, nach ganz kurzer Zeit eine Flasche Wein, Gläser und Biscuit.

Miß Currey schenkte ein Glas voll, reichte es ihm und sagte: „Sie werden schon bemerkt haben, daß ich eine Person bin, die gewohnt ist, in den meisten Fällen ihren Willen durchzusetzen. Hören Sie deshalb ruhig an, was ich Ihnen vorzuschlagen habe und seien Sie überzeugt, daß alles, was Sie auch dagegen sagen werden, nicht im Stande sein wird, mich von meinem Vorhaben abzubringen.“

„Zuvörderst bestehe ich darauf, daß Sie einen ordentlichen Arzt zu Rathe ziehen. Sir Henry Halford, ein alter Freund von mir, wird Sie noch heute besuchen. Ferner werde ich Ihnen eine Wärterin senden, eine ausgezeichnete Person, die Sie mit mütterlicher Sorgfalt pflegen wird, und endlich sollen Sie aufs Land gehen, sobald Halford Sie dazu für kräftig genug hält.“

„Sie überschätzen mich mit Güte!“ rief der junge Mann, „Worte sind zu schwach, meine Dankbarkeit auszudrücken; es ist keine Demüthigung, Wohlthaten aus solchen Händen anzunehmen.“

„Ich denke das auch,“ entgegnete die Dame, „ich bin alt genug, Ihre Mutter sein zu können.“

„Ich kannte niemals Mutterliebe und Mutterforge,“ sagte der junge Mann mit einem tiefen Seufzer. „Wie häufig habe ich als Knabe meine Schulgefährten und Gespielen beneidet, sie hatten eine Heimath, liebende Eltern und Geschwister, meine Heimath war nur eine gemiethete!“

„Sie müssen sich nicht zu sehr aufregen.“

„Ich kann nicht anders. Es würde immer mein Herz tief bewegt haben, Zeuge einer großen und guten That zu sein, was nun ich empfinden, da dieselbe mir erwiesen wird?“

„Sagen Sie sich dabei, daß die Welt doch nicht so herzlos ist, wie sie gewöhnlich geschildert wird. In der Jugend vertrauen wir blindlings, im späteren Leben zweifeln wir, aber mit dem Alter kehrt der Glaube unserer früheren Tage zurück, wir betrachten unsere Nebenmenschen mit milderen und gerechteren Blicken. Doch nun leben Sie wohl, ich werde recht oft kommen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

Als Miß Currey die Treppe wieder hinunterstieg, wurde

sie von der Wirthin mit den tiefsten Knixen empfangen. Mrs. Quilt hatte mit echt weiblicher Schlantheit die Diener der Dame in ihr Zimmer geladen, sie bewirthet und geschickt über ihre Herrin ausgefragt und den Namen, den großen Reichthum und die Sonderbarkeiten der alten Jungfer erfahren.

„Sehr gütig von Ihnen, in der That sehr gütig, Miß Currey, mein armer lieber junger Herr muß Ihnen sehr dankbar sein.“

„Sie haben meine Diener ausgeforscht, sehe ich,“ versetzte Miß Currey verächtlich.

Mrs. Quilt ward verlegen und stammelte einige Worte von Liz, der Magd, durch die sie es erfahren. Miß Currey achtete jedoch nicht darauf.

„Ich mache mir nichts daraus, daß Sie meinen Namen wissen,“ sagte sie, „denn ich habe gar keinen Grund, ihn geheim zu halten, aber mich verlegt Ihre Neugierde und noch weit mehr die Herzlosigkeit, mit welcher Sie einen Herrn, der so lange Zeit in Ihrem Hause gewohnt hat, den härtesten Entbehrungen preisgaben.“

„Ich versichere Ihnen, ich war sehr besorgt um ihn.“

„Ohne Zweifel, so weit es Ihren Ventel anbetraf. Ich werde jetzt eine Wärterin für ihn senden, weder Sie noch Ihr schwachhaftes Dienstmädchen sollen ihm weiter zu nahe kommen. Besorgen Sie alles, was der Arzt verordnet und halten Sie das Haus so ruhig wie möglich. In wenigen Tagen werde ich wieder nachfragen, und Ihre Bezahlung wird sich genau nach der Binctlichkeit richten, mit der Sie meinen Befehlen nachgekommen sind.“

Damit stieg Miß Currey in den Wagen und fuhr davon, Mrs. Quilt in großer Beschämung über die empfangene Lehre zurücklassend. Sie tröstete sich endlich mit der Schlussfolgerung, Miß Currey könne trotz ihres Wagens und ihrer Diener keine vornehme Dame sein, und Liz bestärkte sie darin durch den sehr schlagenden Beweis, die Fremde habe ihr nicht einmal ein Trinkgeld gegeben.

Geschichte ärztliche Behandlung, aufmerksame Pflege, vor allen Dingen aber die Befreiung von drückenden Sorgen brachten bald die günstigste Veränderung in dem Befinden des jungen Malers hervor, und nach Verlauf eines Monats erklärte ihn Sir Henry Halford für hinlänglich genesen, um auf das Land gehen zu können. Seine Wohlthäterin, die für ihn eine Wohnung bei einer alten Dame in Alt-Windsor gemiethet hatte, ließ es sich nicht nehmen, ihren Schützling dahin zu begleiten.

„Ich kann Ihnen nur unter einer Bedingung erlauben, Pinsel und Palette mit nach Ihrem Landaufenthalte zu nehmen,“ sagte der erfahrene Arzt, „Sie müssen mir Ihr Ehrenwort geben, vor Ablauf von sechs Wochen keinen Gebrauch davon zu machen.“

Senkend gab der junge Maler das Versprechen.

Wenn Liz früher Miß Currey für keine Dame erklärt hatte, so nahm sie dieses Urtheil zurück und würde mit Jedem gekannt haben, der es anrecht zu erhalten versucht hätte, als sie bei der Abreise des jungen Malers von der Dame ein reiches Geldgeschenk für ihre wirklich mit großer Aufmerksamkeit geleisteten Dienste erhielt. Dagegen konnte Mrs. Quilt, obgleich auch sie sehr gut bedacht worden war, sich einer gewissen Bitterkeit gegen die freundliche Geberin nicht erwehren, als sie sah, daß Mr. Langly's sämtliche Habseligkeiten hinweggebracht wurden, und er ihr anzeigte, sie könne das Zimmer anderweitig vermieten.

„Hänge einen Zettel an das Fenster und mache das Zimmer rein,“ gebot sie Liz nicht eben im freundlichsten Tone, „ich muß sehen, daß es nicht lange leer stehen bleibt.“

Während Liz den Befehlen ihrer Herrin gehorchte, ertönte ein Klopfen an der Thür und Mrs. Quilt öffnete, um die Magd nicht in ihrer Arbeit zu stören, in höchst eigener Person.

„Ah, Sie sind es, Miß,“ rief sie kopfschüttelnd aus, als sie das junge Mädchen vor sich sah, welches schon einmal in so feltamer Weise ihren Miether besucht hatte, und in dem unsere Leserinnen gewiß sogleich Judith Hayter erkannt haben.

„Bitte, treten Sie ein!“

Judith war kalt, düster und unglücklich wie gewöhnlich. „Ich möchte nur fragen,“ sagte sie, „ob —“

„Ich liebe es nicht, mit den Leuten an der Thür zu reden,“ unterbrach sie die Wirthin, „wenn Sie mir etwas zu sagen haben, so kommen Sie herein!“

Judith folgte ihr in das Zimmer.

„Sie wissen, wonach ich Sie fragen will; lebt er noch?“

„Ob er lebt? O ganz gewiß, er ist vollkommen wieder hergestellt und schöner als jemals, wenigstens findet das die Dame, welche ihn gepflegt hat.“

„Die Dame?“ stammelte Judith bebend.

„Allerdings, eine vornehme Dame. Sie hat, ich weiß nicht wieviel Bilder bei ihm bestellt, jedenfalls mehr, als Mr. Langly zu vollenden je die Zeit finden wird.“

„Ich muß ihn sprechen,“ rief Miß Hayter aufspringend. „Zu spät. Sie sind heute Morgen zusammen abgereist.“

„Ich sage nicht, daß es eine Hochzeitreise war, aber ich habe so meine eigenen Vermuthungen, sie schienen gar zu glücklich.“

Judith rang verzweifelt die Hände.

„Sie werden das aber alles besser wissen als ich,“ fuhr Mrs. Quilt fort, „denn Sie sind doch ohne Zweifel seine Schwester.“

Judith antwortete nicht, sondern zog schnell den Schleier vor das Gesicht und verließ eilig Zimmer und Haus.

„Jetzt, denke ich, habe ich ihre Imperienz vergolten,“ sagte Mrs. Quilt, ihr triumphirend nachsehend. „Ich habe nicht gelogen, denn ich sagte nicht ausdrücklich, daß sie sich mit einander verheiratheten, sondern daß ich meine Vermuthungen hätte, und vermuthen kann doch Jeder, was er will.“

Dreihundvierzigstes Kapitel.

Sowol in den Kreisen der vornehmen Welt von London, wie bei den Männern des Gesetzes erregte der von Lind say gegen die Testamentvollstrecker des verstorbenen Carl von Wharton geführte Proceß großes Aufsehen. Derselbe ward endlich zu Gunsten des gesetzlichen Erben entschieden, denn es erschien eine zu große Ungerechtigkeit, daß Horace Lindsay das große Privatvermögen seines Onkels vorenthalten werden sollte, lediglich auf die Vermuthung hin, daß ein näherer Erbe da für existire — ein Erbe, dessen Tod und Begräbniß durch das dem Gerichtshofe vorgelegte Kirchenbuch von Henston bestätigt ward.

„Es sei weit eher anzunehmen,“ entschieden die gelehrten Herren, „daß Lord Wharton durch die Vorspiegelung der Existenz eines Onkels getäuscht worden sei, als daß dieser

Enkel gelebt habe, ohne daß Jemand eine Ahnung von seinem Dasein gehabt hätte." Ferner trug viel zu der für Lindsay günstigen Entscheidung bei, daß der rachsüchtige, stolze Charakter des Carl wohl bekannt war, und Jeder sich sagte, die Entdeckung der geheimen Heirat seines Neffen habe ihn zum Aeußersten treiben müssen.

Charles Dorillon, der den Verhandlungen im Interesse seiner Mündel gefolgt war, machte, als die Sache spruchreif geworden, ihre Ansprüche an das Privatvermögen als Erbtheil ihrer Großmutter geltend und wurde dabei vom günstigsten Erfolg gekrönt.

Sobald die Entscheidung des Gerichtshofes gefällt war, eilte Dorillon nach Cambridge, dem dort weilenden Baronet die gute Nachricht mitzutheilen.

"Ich gratulire Dir, mein lieber Reginald," sagte er, ihm herzlich die Hand schüttelnd, "zweimalhunderttausend Pfund sind ein sehr schöner Zuwachs zu Deinem Vermögen. Du kannst nun die an Henston grenzenden Besitzungen kaufen, die jetzt gerade feil geboten werden, ich weiß, es war schon der Wunsch Deines verewigten Vaters, die Güter zu vereinigen."

Sir Reginald ward sehr ernst. "Ich fürchte, das wird sich nicht thun lassen," sagte er.

"Wie könntest Du aber das Geld besser anlegen?" fragte sein Vormund erstaunt.

"In einer Weise, die gewiß auch Ihre Billigung hat, mein theurer Vormund, ich will damit meine Ehrenschulden bezahlen."

"Ehrenschulden!" wiederholte Dorillon mit tiefem Schmerz.

"Reginald, Reginald, ich kann Dir nicht sagen, wie sehr mich diese Worte betrüben. Du, den ich frei von den Lasten der heutigen jungen Männerwelt geglaubt, dessen Versprechungen ich unbedingt Glauben geschenkt, auch Du hast gespielt!"

"Wer sagt das?" fragte der junge Mann ruhig.

"Ich würde es nie geglaubt haben, hätte ich es nicht aus Deinem eigenen Munde gehört. Was soll ich anders unter Ehrenschulden verstehen?"

"Gibt es denn keine anderen Ehrenschulden, als die am grünen Tisch gemachten?" fragte der junge Baronet lächelnd.

"Wie nennen Sie die Verpflichtungen, welche mir auferlegt sind durch das von meiner Stiefmutter gebrachte großmüthige Opfer ihres Vermögens, der Verkauf ihrer Diamanten, um jene Hypotheken zu bezahlen, die das Herz meines armen Vaters so schwer bedrückten?"

"Du hast Recht, mein lieber Sohn," rief Dorillon aus, "es war Unrecht von mir, nur einen Augenblick an Dir zu zweifeln."

Als Lady Ashleigh das großmüthige Anerbieten ihres Stiefsohnes erfuhr, wies sie dasselbe tief gerührt, aber mit großer Entschiedenheit zurück und bat Dorillon, sofort den früher von ihm beabsichtigten Güterkauf abzuschließen. Sie wußte, daß diese Vergrößerung der Besitzungen ein Wunsch ihres Gatten gewesen, und fand ein schmerzliches Glück darin, diesen Wunsch auch noch nach seinem Tode erfüllt zu sehen.

Für Esther war dieser neue Entsagungsact ihrer Mitschuldigen, oder besser ihres Opfers, ein neuer Anlaß zum bestigsten Zorn, und sie entblödete sich nicht, diese That als einen vollständigen Wahnsinn zu bezeichnen.

"Sie thun sehr Unrecht, sich Ihres Vermögens zu entäußern," sagte sie zu Lady Ashleigh.

"Ich bedarf desselben nicht, und meine Töchter sind schon reich genug," antwortete die unglückliche Mutter, "viel zu reich für das Glück der einen von ihnen. Ich wünschte, sie wären Bettler."

"Aber ich wünsche es nicht, ich habe ein Recht, mich über Ihre Handlungsweise zu beklagen."

"Das hast Du nicht. Ich versprach, mich einer Heirath Deines Sohnes mit einer meiner Töchter nicht zu widersetzen, sie im Gegentheile, so weit es in meiner Macht stehe, und ohne meine Tochter zu zwingen, geschehen könne, zu begünstigen. Du siehst, ich kenne den Umfang meiner Verpflichtungen gegen Dich sehr gut, ich weiß aber auch ganz genau, daß von Vermögen zwischen uns nicht die Rede war. Carl würde, dächte ich, mit seinen Talenten leicht eine reichere Braut gewinnen können."

"Er liebt Alice nicht um ihres Reichthums willen."

Es war das erste Mal, daß das schlane Weib sich klar darüber aussprach, auf welche von Lady Ashleigh's Töchtern die Wahl ihres Sohnes, oder besser ihre Wahl gefallen war. "Alice!" wiederholte Lady Ashleigh in tiefer Bewegung, "muß sie das Opfer sein?"

"Sähen Sie lieber, wenn es Jane wäre?" fragte Esther höflich.

"Jane oder Alice", rief Lady Ashleigh, "ich weiß nicht, was ich sage, selbe nichts als Glend vor mir."

"Sie hätten das bedenken sollen, so lange dazu Zeit war."

"Entbinde mich von meinem Versprechen," fuhr Lady Ashleigh schluchzend fort, "nimm Alles, was ich besitze, nur entbinde mich von jenem furchtbaren Eide. Er schreckt mich aus meinem Schlafe, vergiftet mir die Liebkosungen meiner Kinder, treibt mich dem Wahnsinn entgegen. Ich will das mir von Sir Reginald angebotene Vermögen nehmen, und jeder Schilling davon soll Dir gehören."

"Still, Lady Ashleigh," unterbrach Esther die in hoher Erregung sprechende Dame, "ich müßte mich selbst verachten, könnte ich einen Dienst, wie den Ihnen geleisteten, mir mit Geld bezahlen lassen. Was ich that, geschah, um meinem Sohne eine andere Stellung zu verschaffen, als die, in welcher er geboren, eine Stellung, aus der seine Mutter gestiegen ward."

"Es wird mein Kind tödten," seufzte Lady Ashleigh.

"Leben um Leben. Mag sie ihr Geschick erfüllen, vorausgesetzt, daß sie stirbt als die Gattin von Carl Morris und Mutter eines Sohnes."

Raum hatte Esther diese Worte gesprochen, als sie auch empfand, welche große Unvorsichtigkeit sie damit begangen. "Die Gattin Deines Sohnes, die Mutter eines Knaben," wiederholte Lady Ashleigh langsam, beinahe ironisch, "der Schleier ist gefallen, das Geheimniß liegt klar vor meinen Augen; ich hätte Dir nicht zugetrant, daß Du im Stande wärest, einen so schlan angelegten Plan zu entwerfen. Die ältere Schwester, o ich verstehe! Wenn dann durch irgend einen Zufall der Bruder stirbe, — denn obgleich er stark und gesund, brav, edel und gut ist, ein Jüngling, auf den sein armer Vater stolz wäre, wenn er ihn sehen könnte — so ist sein Leben doch nur eine schwachglimmende Flamme, welche die Hand einer geschickten Giftmischerin leicht zu verlöschen vermag."

"Das wissen Sie aus Erfahrung," sagte Esther boshaft.

"Sprich nicht von meinem Verbrechen," rief Lady Ashleigh leidenschaftlich; es war harmlos im Vergleich zu dem, das Du beabsichtigst."

"Ich beabsichtige kein Verbrechen."

"Du lägst; ich lese es in Deinen Augen. Wisse Esther, wenn mein Stiefsohn stirbt, so überliedere ich Dich und mich den Händen der Gerechtigkeit."

Esther lächelte ungläubig.

"Treibe mich nicht zum Aeußersten, mir ist, als ob der Tod bereits seine mitleidigen Augen auf mich richte und meiner tiefen Reue Vergebung zulächle. Der Sohn ist mir so heilig, wie mir sein Vater war, ein kostbares, meiner Obhut anvertrautes Gut."

"Das ist Wahnsinn, Selina, Sie haben kein Recht —"

"Nicht weiter, Du kannst mich nicht täuschen, ich kenne mein ganzes Glend, weiß, was ich zu erwarten habe, wogegen ich auf meiner Hut sein muß. Wir verstehen einander, sind gleich vorbereitet, gleich gewaffnet," fügte sie hinzu, indem sie das Zimmer verließ.

"Ich war eine Thörin," schalt sich Esther, sobald sie sich allein sah, "daß ich mich nicht besser zu beherrschen verstand. Ich habe meine Karten zu früh gezeigt. Uns Beide den Händen der Justiz überliefern! In der Abgötterei, die sie mit dem Andenken ihres Gatten treibt, wäre sie auch eines solchen wahnsinnigen Streiches fähig, und das Schlimmste ist, ich darf ihr Leben nicht antasten, denn in ihm beruht die Sicherheit, daß mein Sohn —"

Sie stockte, schwieg nachdenkend und rief dann nach einer Pause der Ueberlegung:

"Ich muß einen anderen Weg ersinnen. Sie sagt, wir seien Beide gegeneinander gewaffnet; wohlan, sehen wir, wessen Hand die Waffen am geschicktesten zu führen versteht. Ich muß sie durch ihr eigenes Kind zu entwaffnen suchen."

Vierundvierzigstes Kapitel.

Klug und vorsichtig begann Esther ihre Netze um das Herz der arglosen Alice zu stricken, indem sie ihre Neugierde durch eine Erzählung anzuregen suchte, welche einige Ähnlichkeit mit dem früheren Leben Lady Ashleigh's hatte, und Arlons Verrath sehen ließ.

"Sie werden nicht behaupten wollen, daß ein solches Ungeheuer jemals wirklich lebte," rief das erstaunte Mädchen.

"Gewiß! Was aber würden Sie von Demjenigen denken, welcher der Schutzengel des Opfers wurde, von dem ich Ihnen erzählte, und der dasselbe rächte? Was mich betrifft, ich würde den Muth gehabt haben, den Verführer zu ermorden!"

"Sie?" rief Alice erstaunt aus.

"Ja, ich! und wäre dies etwa nicht recht gewesen?"

"Ich wage das nicht zu entscheiden, aber nichts, glaube ich, kann unwürdige Mittel rechtfertigen."

"Sie würden anders denken, wenn es gälte, Jemanden zu retten, den Sie zärtlich lieben, eine Mutter zum Beispiel —"

"Wie können Sie so etwas Schreckliches mir denken!" rief sie entsetzt, und versank in tiefes Nachdenken.

Der Eindruck, den diese Unterredung auf Alice hervorgerufen hatte, war erst nicht bedeutend, aber er wurde nach und nach tiefer.

Täglich dachte sie darüber nach, warum ihr wol Esther eine so traurige Geschichte erzählt haben möchte.

"O, hätte ich Jemanden, dem ich volles Vertrauen schenken könnte, aber meiner theuren Mutter wage ich die Erzählung nicht zu wiederholen, es würde ihre Gefühle zu sehr erregen," seufzte sie oft.

Ein Allen willkommenes Ereigniß war in dieser Zeit Miß Currey's Besuch in Belmont. Nur Esther, welche ihr scharfes, durchdringendes Auge fürchtete, freute sich nicht.

"Meine liebe Lady Ashleigh," sagte gleich nach ihrer Ankunft Miß Currey, "jener Maler, den ich Ihnen als Zeichenlehrer für Ihre Töchter vorschlug, ist bereits seit mehreren Wochen Ihr Nachbar, und mir weil ich es vorzog, Ihnen mündlich die Geschichte meines Schützlings — denn dies ist er — zu erzählen, schrieb ich Ihnen nichts davon."

"Er kann keine bessere Empfehlung als diese haben," bemerkte die Witwe.

"Sehr verbunden," sagte Miß Currey freundlich; "nur Eins, fürchte ich, wird gegen ihn sein, er ist sehr jung, nicht älter als zwei bis dreißig Jahre."

Lady Ashleigh schüttelte bedenklich ihr Haupt.

"O, Sie dürfen ihn nicht fürchten," erwiderte Miß Currey, "er ist zu hoch für seine Kunst begeistert, um einer armen irdischen Liebe Raum geben zu können. Zudem sind ja Jane und Alice kaum der Kindheit entwachsen."

Gleich am anderen Tage erhielt Miß Currey einen Besuch ihres Schützlings in Belmont. Sie hatte ihn mehr zu seiner Zerstreuung überredet, den beiden Mädchen Unterricht zu geben, als um des Gewinnes willen. Durch ihre Bemühungen hatte er hinreichend Aufträge erhalten, und war über derartige Bedenken erhaben. Seine Schwerkraft, besonders aber sein zurückhaltendes Benehmen hatten indessen Lady Ashleigh sehr zu Langly's Gunsten eingenommen, so daß sie nach längerer Unterhaltung mit ihm auf einem Spaziergange im Park lächelnd sagte, wie sie auf Miß Currey's warme Empfehlung hin entschlossen sei, ihre Töchter von ihm unterrichten zu lassen.

"Und dennoch kennt sie mich sehr wenig."

"Vielleicht mehr als Sie glauben," bemerkte Lady Ashleigh, sich erinnernd, daß der junge Mann nicht wisse, wie wohl Miß Currey die Begebenheit von Judith Hayter's Besuch in seinem Atelier kannte, und wie genau sie sein Benehmen gegen Lady Lutestring beobachtet hatte.

"Es ist Zeit nach Hause zurückzukehren," fuhr sie fort, "aber sobald Sie Neigung fühlen, neben dem Unterricht meiner Töchter einige malerische Punkte unserer Umgegend aufzunehmen, werde ich mich freuen, Sie bei uns zu sehen; und hier kommt Jemand, der Ihnen mit Freuden behilflich sein wird," fügte sie hinzu; "Simon Cobb scheint ganz betroffen über Ihren Anblick," sagte Lady Ashleigh, auf den alten Mann deutend, welcher anscheinend ganz in Langly's Anblick versunken, dastand. "Haben Sie ihn früher schon gesehen?"

"Niemals, soviel ich mich erinnern."

"Sie scheinen zu träumen, Simon," sagte seine Herrin.

"Ich glaube fast, Mylady, denn ich kann mich kaum der Zeit entsinnen, wo ich jenes Gesicht sah und jene Stimme hörte. Gerade so jung, frisch und freudig sah er vor dreißig Jahren aus, als er von der See heimkehrte," stammelte der alte Mann, auf Langly deutend.

"Aber vor dreißig Jahren war ich noch nicht geboren."

"Ich weiß, verzeihen Sie, mein Herr, verzeihen Sie! O mein Traum, mein Traum!"

Und mit einem Seufzer der Enttäuschung ging Simon Cobb von dannen.

"Wertwüthig, daß Ihre Züge einen so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht haben; sie erinnerten ihn augenscheinlich an Jemanden, den er in seiner Jugend gekannt hat," meinte Lady Ashleigh.

Langly gab keine Antwort, nahm sich aber insgeheim vor, bei seinem nächsten Besuch in Belmont den alten Mann aufzusuchen und genau zu befragen. Im Unklaren über seine Aeltern, seine Geburt und sonstigen Verhältnisse, war für ihn die geringste Andeutung oder Aufklärung von hohem Werthe.

Horace Lindsay und sein Rathgeber Hackett waren in ihren Ränken und Intriguen außergewöhnlich glücklich gewesen, und erwieber war abermals ein Mann von Nutzen geworden. Auch war er überzeugt, daß der alte Diener Crump in den Flammen umgekommen sei, und mit ihm der einzige Schlüssel zur Auffindung des verlorenen Erbes.

Der Stolz des nun reichen Mannes war grenzenlos und Jedem fühlbar, außer Hackett, seinem Rechtsanwalt, welcher keinen Uebermuth von ihm ertrug.

Die beiden würdigen Männer saßen in einem der elegantesten Zimmer des Clarendon-Hotels, als der Kellner mit einer Karte eintrat.

"Der Reverend Josiah Monkton," las Hackett.

"Ah, Laura's Vater, ich hatte sie beinahe vergessen; sagen Sie Mr. Monkton, ich sei augenblicklich zu sehr beschäftigt, um ihn zu empfangen; ich würde mich aber freuen, ihn in einigen Tagen zu sehen."

Der Kellner kehrte sogleich zurück.

"Mr. Monkton wünscht dringend, Sie sogleich zu sprechen."

"Ich dachte, Sie empfangen ihn jetzt," sagte Hackett.

"Führen Sie Mr. Monkton herauf und sorgen Sie dafür, daß wir nicht gestört werden."

Als der ehrwürdige Herr ins Zimmer trat, war in seinen Zügen nicht die gewöhnliche Sanftmuth und Milde, sondern feste Entschlossenheit zu lesen; auch setzte er sich ohne Aufforderung sogleich auf einen Lehnsstuhl.

"Um! Ich dachte, Sie hätten Ihre Ungebuld ein wenig mäßigen können, Mr. Monkton, ich würde Sie nicht vergessen haben," sagte sein früherer Schüler in anmaßendem Tone, "jetzt aber bin ich gerade mit Hackett beschäftigt, welcher nach Boulogne reisen wird, um Ihrer Tochter meine Wünsche mitzutheilen."

"Er kann seine Mühe sparen, Mrs. Laura Lindsay befindet sich in London, und ich als ihr Vater billige ihre Handlungsweise und bin vollkommen vorbereitet, sie zu vertheidigen," sagte Mr. Monkton, indem er seinem Schwieger-sohne einen drohenden Blick zuwarf.

"Dann können wir unsere Erklärungen jetzt vornehmen, Hackett," rief dieser, und fuhr zu Mr. Monkton gewendet fort:

"Meine Heirath mit Ihrer Tochter kostete mir beinahe mein Vermögen. Laura und ich werden niemals übereinstimmen, dennoch wünsche ich großmüthig zu handeln und unter vortheilhaften Bedingungen für sie eine Scheidung vorzuschlagen."

"In die ich ohne Rückhalt willige, besonders da Laura dieselbe dringend wünscht," unterbrach ihn Monkton. "Die Hauptfrage sind die ebenerwähnten Bedingungen."

"Vielleicht wollen Sie dieselben vorschlagen," sagte ironisch der Rechtsanwalt.

"Ich werde sie nicht vorschlagen, sondern bestimmen! Hören Sie? bestimmen! Mrs. Lindsay muß ihr Haus in der Stadt, ihren Wagen, die Familienjuwelen und 8000 Pfund jährlich zugesichert erhalten."

"Wahnwitzige Ansprüche! — Und wie, wenn ich dies verweigere?" rief Lindsay.

"Dann wird das Gesetz entscheiden."

"Das soll es auch; 8000 Pfund jährlich einer herzlosen Coquette! Auch habe ich Schulden zu bezahlen."

"Allerdings, Hackett's Antheil an dem Einkommen, und den Unterhalt des Gefangenen. Sie sehen, ich weiß Alles — Alles!" wiederholte der ehrwürdige Herr, "und ich will nicht, daß mein gutes tugendhaftes Kind ferner mit einem eben so unbedachtamen als rücksichtslosen Gatten zusammenlebe; weder sie noch ich würde ruhig schlafen können, denn jeden Morgen müßte ich fürchten, von irgend einem schrecklichen Unglück zu hören, wie z. B. das Feuer in Trevor Manor."

Horace Lindsay wischte sich den Schweiß von der Stirn, indem er seinem Rechtsanwalt einen verzweifelten Blick zuwarf.

Dieser brach in ein erzwungenes Gelächter aus.

"Widerstand ist nutzlos, Lindsay, der Alte weiß Alles!"

"Alles!" sagte Mr. Monkton.

"Wie lange wollen Sie meinem Clienten Zeit geben, sich zu entscheiden?"

"Eine Stunde, in der er das Zimmer nicht verlassen darf."

Noch ehe diese verfrisch, war die Angelegenheit beendet und ein Contract aufgesetzt und unterzeichnet, durch welchen Laura Lindsay jährlich 8000 Pfund zugesichert wurden.

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Zwischen hatten Sir Reginald und sein Vetter Allan in Cambridge ihre Laufbahn rühmlichst beendet. Carl aber erhielt zur unbeschreiblichen Freude seiner Mutter die sogenannten Ehren.

Während Jane, die jüngste der Schwestern, kindliches Entzücken bei der Nachricht von ihres Bruders Rückkehr an den Tag legte, nahm Alice dieselbe mit einer an Apathie grenzenden Gleichgültigkeit auf, ja sie fühlte ihr Herz von unerklärlicher Furcht befallen.

Langly, welcher gerade Zeichenunterricht gab, beobachtete sie schweigend. Eine unselbige — weil hoffnungslose — Leidenschaft hatte seine Seele erfaßt, — er liebte seine älteste Schülerin; aber niemals hatte er gewagt, dieser Liebe, die sein ganzes Sein erfüllte, Worte zu geben, auch wäre dies unmöglich gewesen, denn er fühlte sich beständig von Esther bewacht, die ihn und ihr Opfer nicht einen Augenblick allein ließ.

Sie hatte den Kampf in Beider Herzen wahrgenommen, aber kein Hauch von Sympathie, keine Erinnerung an die eigene Jugend konnte sie zum Mitleid bewegen.

Die Hoffnung, ihren Sohn mit Alice zu verheirathen und ihm dadurch in der Welt eine glänzende Stellung zu schaffen, war die Triebfeder, welche alle ihre Handlungen befehlte, ohne daß sie darüber die geringsten Gewissensbisse empfand.

Jane konnte ihrer Schwester Traurigkeit nicht begreifen. Vergebens hatte sie versucht, ihr Vertrauen zu gewinnen; Alice wollte das junge fröhliche Mädchen nicht zur Theilnehmerin ihres Kummers machen.

„O Mama!“ rief Jane wiederholt aus, „wie freue ich mich auf Reginald's Gegenwart. Sie wird mir warmer Sonnenschein nach trüben Wintertagen sein; und der gute Allan kommt ebenfalls, wie glücklich werden wir sein!“

Ihre Mutter schauerte bei dem Eifer, mit welchem Jane die Rückkehr ihres Vetter's Allan erwähnte. Wäre es möglich, daß das junge arglose Wesen irgend eine besondere Zuneigung für den Sohn Arlon's empfände?

„O gerechter Himmel, nur die Strafe nicht, jedes andere Unglück wollte ich eher ertragen,“ seufzte die unglückliche Mutter.

„Aber, Jane,“ rief Miß Currey lachend, „es scheint wirklich, als wären Sie in Ihren Vetter Allan verliebt!“

„O ja, ich liebe ihn innig, aber nicht so innig, wie Reginald, meinen theuren Bruder; wir werden Alle viel heiterer sein, wenn er hier ist, nicht wahr, Mama?“

„Gewiß, mein liebes Kind!“

„Und Alice wird ebenfalls glücklicher sein als jetzt,“ fuhr das liebliche Mädchen fort, indem sie einen laugen Blick nach dem Zeichentisch warf, an dem ihre Schwester eine Zeichnung Langly's copirte. „Ich weiß nicht, warum sie jetzt nicht auch glücklich ist, sie ist so gut und liebenswürdig.“

„Sie müssen nicht in dieser unbedachten Weise reden,“ sagte Esther scharf, denn sie fühlte, daß die Unterhaltung eine gefährliche Wendung nahm, „es ist unpassend, in Ihrem Alter so voreilig zu sein.“

„Unpassend in meinem Alter, meine Schwester zu lieben? Betrüb't zu sein, wenn ich sehe, daß sie nicht glücklich ist?“

„Das habe ich nicht gesagt.“

„Und warum ist sie so traurig?“ fuhr Jane mit wachsendem Ernste fort. „Weißt Du, Mama, manchmal scheint es mir, als sei Esther daran Schuld.“

„Schweigen Sie, Miß Jane!“ rief Esther in heftigem Tone.

„Warum soll ich schweigen?“ fragte die junge Dame; „es scheint mir oft, daß Sie sich sonderbare Dinge gegen Mama und Alice erlauben, Esther. Es ist wahr, Sie sind seit langen Jahren in unserer Familie, aber berechtigt Sie das, so anmaßend aufzutreten? Wenn ich unbedachtig gesprochen habe, so kam es nur Lady Ashleigh zu, dies zu rügen.“

„Sie thäten besser, auf Ihr Zimmer zu gehen, Fräulein,“ sagte Karl's Mutter.

„Nicht auf Ihr Geheiß! Sie vergessen, daß ich kein Kind mehr bin; nur wenn meine Mutter es befiehlt, werde ich gehorchen.“

Lady Ashleigh war in einer peinlichen Lage, als sie sich so plötzlich zwischen ihr Kind und ihre Tyrannin gestellt sah; vielleicht hätte sie nicht gewagt, auf Jane's Seite zu treten, hätte sie nicht die Gegenwart des alten Fräuleins ermutigt.

„Jane hat Recht,“ sagte sie, „wenn ich zugehen bin, darf Niemand sie rügen oder ihr befehlen.“

„Aber Du solltest Dich nicht so heftig äußern, mein Kind,“ fuhr die unglückliche Mutter, fast erschrocken über ihre eigene Kühnheit, fort. „Esther lebt nun so lange in unserem Hause, Du solltest versuchen, sie zu lieben.“

„Ich habe es versucht, Mama, und würde sie geliebt haben, wäre sie nicht so gar anmaßend gegen Dich, die du so gut und sanft bist. Alice fürchtet sie auch, denn sie ist stets besonders niedergeschlagen, wenn sie von den langen Spaziergängen mit Esther zurückkehrt. Es muß irgend ein seltsames Geheimniß zwischen ihnen bestehen.“

„Unmöglich!“

„Ganz gewiß, Mama! Alice leugnet es nicht einmal, denn wenn ich sie frage, weint sie und bittet mich, nicht weiter in sie zu dringen. Aber ich werde es bald erfahren. Gewiß wird Alice es Reginald anvertrauen.“

Miß Currey war äußerst betroffen über die plötzliche Todtenblässe, welche das Antlitz der einst so glänzenden Herrin von Benlton überzog, und über den Blick tiefen Hasses, welchen ihre Vertraute dem jungen unbefangenen Mädchen zuwarf.

Esther Morris fühlte, daß sie zu weit gegangen sei und machte eine äußerste Anstrengung, ihren aufflammenden Zorn zu bemeistern.

„Miß Jane hat Recht,“ sagte sie, „ich vergaß, daß sie kein Kind mehr ist, und daß die Frau, die seit vielen Jahren ihrer Mutter Freundin war, die ihre Sorgen und Gefahren getheilt und die besten Jahre ihres Lebens ihrem Dienste gewidmet hat, doch nur eine abhängige Dienerin ist.“

„Das habe ich nicht behauptet.“

„Es wäre nur die Wahrheit gewesen.“ Und sich mit Unterwürfigkeit verneigend, was ihrer Mitschuldigen wie bitterer Hohn erschien, verließ sie das Zimmer.

Alle Anwesenden fühlten sich durch ihr Gehen wie von einem Drucke befreit.

„Endlich ist die Schranke durchbrochen, und zwar auf immer, hoffe ich,“ sagte Miß Currey. „Wirklich, meine liebe Lady Ashleigh, Sie sind mir unerklärlich. Sie haben Kinder, welche Sie zärtlich lieben. Warum noch länger gegen Ihre Würde die Anmaßungen dieser Frau ertragen? Und,“ fuhr sie zögernd fort, „ich möchte nicht, daß Sie meine Theilnahme für Mengerde halten — aber ich bin überzeugt, irgend eine schmerzliche Erinnerung lastet auf Ihrer Seele, — vielleicht würde das innigste Mitgefühl der Freundschaft Sie dieselbe weniger bitter empfinden lassen.“

„Nein, Sie irren sich,“ sagte die unglückliche Frau heftig, „ich habe kein Geheimniß, Sie irren sich wirklich.“

„Aber Alles spricht dafür, theure Lady Ashleigh; ich begreife Ihren tiefen Kummer um den Verlust des besten Gatten, er ist natürlich, aber nicht die Verweisung, die Ihnen das Leben zur Last zu machen scheint, und Sie die Auerbietungen aufrichtiger Freundschaft zurückweisen läßt. Ueberlegen Sie meine Worte wohl, es liegt wenig Weisheit in ihnen, aber viel Wohlwollen und Theilnahme.“

„Kommen Sie, Träumer,“ sagte dann die alte Dame zu dem jungen Künstler; „Ihr Unterricht wird jetzt beendet sein, und ich erwarte, daß Sie mich nach meinem Wagen führen.“

Langly, welcher am äußersten Ende des Zimmers ge-

essen hatte, fuhr aus tiefem Nachsinnen auf und erklärte, er sei bereit, Miß Currey zu begleiten.

„Ich fürchte, ich habe voreilig gehandelt, indem ich Sie bei Lady Ashleigh und ihren Töchtern einführte, Mr. Langly,“ sagte seine Beschützerin, als sie zusammen nach dem Parkthore gingen, „freilich war Alice damals noch ein Kind, aber ich hätte daran denken sollen, daß gerade in ihrem Alter wenige Jahre einen großen Unterschied machen.“

„Ich hoffe, Sie halten mich nicht für fähig, irgend einen unwürdigen Plan zu hegen!“

„Plan ist nicht das rechte Wort,“ sagte die alte Jungfer mit scharfer Betonung; „dazu sind Sie zu ehrenhaft. Ihre Gefühle sind es, welche mich beunruhigen, nicht Ihr Vertrauen; für dies bürgen mir Ihre Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Am meisten aber fürchte ich, daß Ihre Neigung getheilt wird!“

„Bei Allem, was heilig ist, versichere ich Sie, daß nie ein Wort davon über meine Lippen kam.“

„Das weiß ich, denn Alice würde weniger traurig sein, hätten Sie gesprochen. Die Jugend kennt da kein Hinderniß, wo das Herz spricht.“

„Und Sie glauben wirklich, daß Alice mich wieder liebt?“ fragte eifrig der junge Mann.

„Ich fürchte es!“

„Denn weshalb sonst ihr Schweigen, ihre Thränen und ihre Niederbegehrtheit — der seltsame Einfluß, den diese Esther über sie erlangt hat? Sicherlich hat das lüthige Weib ihre Schwäche entdeckt und dadurch eine gewisse Macht über sie erhalten.“

„Ich gestehe, daß ich zuweilen dieselbe Meinung gehegt habe; und obgleich ohne Hoffnung, ihr jemals mehr als ein Freund zu sein, hat der Gedanke mich unaussprechlich glücklich gemacht. Gerade heute hatte ich die Absicht, Ihnen meine Schwachheit zu bekennen, und daß ich es nach meinen Begriffen von Ehre für nothwendig halte, mich von Belmont zu entfernen.“

„Sie haben Recht,“ sagte Miß Currey nicht ohne Theilnahme.

„Ich hätte dies längst gethan, aber ich fürchte, Alice braucht einen Beschützer. Ich kann Esther's Pläne nicht klar durchschauen, aber mein Herz und meine Liebe für Alice haben sie errathen. Sie hofft Alice mit ihrem eigenen Sohne zu verheirathen.“

„Unmöglich! Mit dem Sohne einer Dienerin?“

„Er hat sich auf der Universität ausgezeichnet, und ich war zugegen, wie seine Mutter dies Lady Ashleigh und Alice triumphirend mittheilte.“

„Sie beunruhigen mich, obgleich Sie mich nicht überzeugen. Uebrigens mag Alice wirklich Schutz brauchen, und ich billige daher, daß Sie Ihre Besuche einstweilen in Belmont fortsetzen, aber nur als ihr Zeichenlehrer! Sie verstehen mich und werden Ihre Gefühle beherrschen.“

„Ich verspreche es!“

„Ich bin überzeugt, Sie werden Ihr Versprechen halten, und dennoch weiß ich, welche Qualen Ihnen dies bereiten wird. In drei Tagen werden Sir Reginald, Karl und Allan in Belmont sein. Ich werde sie Alle scharf beobachten und dann sehen, was als das Beste zu thun sei.“

Als sie am Gitter angekommen waren, wo Miß Currey's Wagen sie erwartete, begegnete sie dem Gärtner, welcher dem Maler ein Zeichen machte, als wünsche er mit ihm zu sprechen.

„Was wünschen Sie, mein Freund,“ sagte er dann, als er zurückkehrend, den Gärtner noch mit der Mütze in der Hand stehen sah, augenscheinlich in der Absicht mit ihm zu sprechen.

„Lassen Sie uns weiter dorthin gehen, wo uns Niemand hören kann, Herr! Denken Sie es mir nicht übel,“ fuhr er fort, „daß ich mich an Sie wende, aber ich habe keinen anderen Vertrauten, und muß meine Sorge Jemandem mittheilen, der mich versteht. Schon dem Vater und Großvater Sir Harry's dienend, hege ich eine unbegrenzte Ergebenheit für die ganze Familie, so daß ich nicht ertragen kann, ein Mitglieb derselben so unglücklich zu sehen, wie Miß Alice.“

„Miß Alice?“ rief der junge Mann.

„Ja, gerade sie, und ich habe entdeckt, wer die Veranlassung dazu ist, daß ihre blühenden Wangen bleichen und ihre Augen von Thränen getrübt sind.“

„Und wer ist es?“ rief Langly ungeduldig.

„Esther Morris!“

Der Maler fuhr betroffen auf, als er seinen und Miß Currey's Verdacht so eigenthümlich bestätigt fand.

„Aber welchen Grund kann sie haben und welche Macht?“

„Dies vermag ich nicht genau anzugeben, nur soviel weiß ich, daß, sobald Mylady und Miß Jane Abends in ihre Zimmer gegangen sind, Miß Alice und Esther Stunden lang im Park spazieren gehen. Vor einer Woche ungefähr, wo ich sie wiederkommen und gar Miß Alice heftig schluchzen hörte, verband ich mich hinter einem Haselstrauch und sah, wie Alice plötzlich auf ihre Knie sank.“

„Auf ihre Knie? Sie träumen!“ rief Langly, „Miß Ashleigh vor Esther Morris auf den Knien? Unmöglich!“

„Es ist aber wahr, Herr, und ich hörte deutlich die Worte: Schonen Sie mich, warum soll mein Lebensglück geopfert werden, warum soll ich zu einer Heirath gezwungen werden, die ich verabscheue; dies kann nicht meiner Mutter Wille sein!“

„Und was antwortete Esther?“

„Es ist Ihrer Mutter Rettung!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Weichenstrauß.

Im Jahre 1816 war in Frankreich nach der Rückkehr der bourbonischen Königsfamilie ein merkwürdiger Umschwung der Denkweise und Gesinnung eingetreten. An die Stelle der freigeistigen und kirchenfeindlichen Richtung war eine fanatisch religiöse Gläubigkeit getreten, die, verbunden mit glühendem Royalismus, oft Scenen hervorrief, welche die blutigsten Auftritte der Revolutionszeit überboten. Besonders wurden die Napoleonisten und Republikaner auf das Grausamste von den Royalisten verfolgt. „Thron und Altar“ wurde die Losung der Anhänger des Königshauses. Das unbedeutendste, oft unschuldigste äußere Zeichen, welches an die Republik und das erste Kaiserreich erinnerte, brachte dem Unvorsichtigen sicheren Verderben.

Zu dem erwähnten Jahre ging ein junger Mann mit einem Weichenstrauße in der Hand am Louvre vorüber. Es

ist aber bekannt, daß Napoleon in einem Volksliede unter dem Namen père la Violette verherrlicht wurde; deshalb galt das bescheidene unschuldige Weichen für revolutionär; eine junge Dame, die mit einem Weichenstrauße geschmückt auf einem Ball erschien, wurde gezwungen, wegen ihres republikanischen Kopfsputzes den Ball sofort zu verlassen. Auch all die kleinen Bouquets, die man für einen Sou kaufte, waren streng verboten. — In dem Augenblicke, wo der junge Mann mit dem kleinen Weichenstrauße in der Hand in eine Seitenstraße einbiegen wollte, wurde er von einem Garde-Dffizier bemerkt. Wüthend eilt letzterer auf ihn zu und gibt ihm mit seinem Handschuh einen heftigen Schlag in das Gesicht.

„Mein Herr,“ sagt in ruhigem Tone der Betroffene, „der Grund, weshalb sie mir diese schwere Schmach angethan haben, ist mir zwar unbekannt, aber Sie werden mir sofort Geunthnung geben.“

„Wir werden uns schlagen,“ erwiderte kalt der Dffizier. Waffen, Zeugen und ein geeigneter Kampfplatz sind bald gefunden.

Der Zweikampf beginnt; nach einigen Gängen sinkt der junge Mann durch einen geschickten Stoß seines Gegners zum Tode getroffen nieder. Sterbend vermag er nur noch die Worte, sich an seinen Gegner wendend, hervorzubringen:

„Mein Herr, in welch unnenbares Leid haben Sie die Freude und das Glück des heutigen Tages verwandelt. Es ist der Geburtstag meiner Mutter und ich wollte ihr diesen Weichenstrauß überbringen.“

[956]

Auf der Klippe.

Die Luft war so warm, so ruhig die See,
Und ich mit Dir allein,
Von Menschen ferne auf stiller Höh',
Auf moosigem Felsgestein.
Der Welle Grüßen drang zu uns her
So schmeichelnd, so traulich nah,
Als wären Himmel, Erde und Meer
Für uns allein nur da.

Es sank die Sonne. — Du legtest sacht
Die Arbeit aus der Hand.
Hast wol an die frostige Welt gedacht
Beim Abendsonnenbrand...
Auch mein Herz bebt von altem Leid;
Doch wußte ich Deines nah,
Und fühlte, es sei in Ewigkeit
Für mich allein nur da.

Dann hüllte die Nacht die müde See
In Nebelschleier dicht,
Und droben auf dunkelnder Himmelshöh'
Entglomm der Sterne Licht.
Der Welle Grüßen drang zu uns her
Und flüsterte traulich nah:
„Ihr seid zwischen Himmel, Erd' und Meer
Für euch allein nur da!“

Zwischen Himmel und Meer auf dem Felsgestein
Kein Wesen als Du und ich!
Ich denke Dein und Du denkst mein —
Die Blicke begegnen sich,
Und jauchzend rauschen die Wellen laut:
„D haltet das Glück, eh' es entweicht!
Nur wenn ihr der Liebe das Leben vertraut,
Ist Leben und Sterben leicht!“

M. Harrer.

Geschichte des Reifroßs.

Wäre die Geschichte der Trachten nicht aufs Engste ver-
eint mit den Erlebnissen, Fortschritten, Thaten und Kämp-
fen der Völker, so gäbe es für den denkenden Menschen
kein minder lockendes Studium als das, welches sich die
Beobachtung der scheinbar so launischen und zufälligen
Veränderungen menschlicher Kleidung zur Aufgabe stellt. Doch
in den Trachten, wie in Literatur und Kunst, spiegelt sich
der Geist der Zeiten, und die Kleidung, die äußere Hülle des
äußeren Menschen, ward als unterscheidendes Merkmal der
Völker und Individuen so wichtig als die Sprache, die
Hülle der Gedanken und Empfindungen.

Weide, Kleidung und Sprache, haben mit einander ge-
mein, daß ihre veralteten Formen leicht Verwunderung
und Spott herausfordern. Doch nicht die veralteten
Formen allein sind es, welche der menschlichen Tadelsucht
gegen die menschliche Thorheit Waffen in die Hand geben,
auch das Neue hat seine Feinde, ja es gibt sogar zahlreiche
Menschen, die jedes Neue Thorheit nennen.

Solchen gegenüber, die gleichsam der Zukunft den Weg
versperren möchten, steht die Menge Derer, die jede Neue-
rung mit Jauchzen empfangen, und diese Gegner des Still-
standes und jene Feinde des Fortschritts haben ihren Jahr-
tausende währenden Kampf auch heute noch nicht beendet.
Sie sorgen dafür, daß das Rad der Geschichte nicht zu rasch
vorwärts rolle, das Alte nicht zu rasch vergehe, das Neue
nicht zu rasch veralte. Die Bildung des Menschengeschlechts,
so weit sie auch fortgeschritten sein mag, gleicht immer noch
dem Felsstück des Sisyphus, das mühsam bergan geschoben,
wieder eine Strecke zurückrollt. — Jede Generation muß
für ihr besonderes Bedürfnis das Alte sich stets neu er-
obern, und das erneute Alte hat sogar doppelten Reiz, denn
zu dem Zauber der Neuheit kommt die Pietät für das Ge-
wessene, ein Gefühl, welchem die Mehrzahl der Menschen
in so hohem Grade zugänglich ist, daß sie einer Neuerung
nur dann Berechtigung zusieht, wenn sich nachweisen läßt,
daß dieselbe schon einmal da war.

Wiederholung eines Gezezes, einer Staatseinrichtung,
einer Tracht gilt Vielen als Beweis ihrer Nothwendigkeit
und gewinnt folglich leicht Eingang. So konnte also im 19.
Jahrhundert dem Reifroß, diesem wunderlichen Gebilde
der kandelnden Industrie, Duldung und Anerkennung nicht
fehlen, da seine raumverschlingende Macht ja nicht zum er-
sten Male über die civilisirte Erde schritt; im 18. Jahr-
hundert war er da, im 16. und 17. gleichfalls, und tröste
in beiden Epochen länger als ein halbes Jahrhundert allen
Spottespfeilen und polizeilichen Kleiderverordnungen.

In der Schule ward uns gelehrt, Amerika führe eigentlich mit Unrecht diesen Namen; von rechts wegen mühten wir Europäer jenen Erdtheil Columbia nennen, nach Christoph Columbus, dem die Entdeckung schon im Jahre 1492 gelang, während der nunmehrige Taufpathe der neuen Welt, Amerigo Vesputti, erst im Jahre 1501 den Fuß auf ihren Boden setzte, und sein Verdienst folglich hier ein nachträgliches und untergeordnetes war.

An diese geschichtliche Ungerechtigkeit werde ich erinnert, wenn ich den modernen Reifrock „Crinoline“ nennen höre, ein Name (bekanntlich hergeleitet von crine, Haar) welcher der jetzigen Beschaffenheit seines Gegenstandes so wenig gerecht ist, als der Name Amerika dem Entdecker der neuen Welt.

Doch die von Columbus entdeckte Erde heißt eben so unwiderstehlich als ungerichtet Amerika und der Reifrock des 19. Jahrhunderts heißt unleugbar Crinoline, obgleich nicht der Roßhaarstoff, sondern die Stahlreifen dessen charakteristisches Merkmal sind!

Gegen jenes, durch dreihundertjährigen Bestand sanctionirte Unrecht sich anlehnen zu wollen, wäre mehr als Thorheit, doch in Bezug auf den Gegenstand unserer Besprechung zwingt uns nichts, eine ähnliche historische Ungerechtigkeit zu begehen. — Was unsere Kleider stützt, sind die Reifen, was die Kleider der Damen des 16., 17. und 18. Jahrhunderts stützte, waren gleichfalls die Reifen, also ist der einzig gerechtfertigte, in allen Epochen gleich treffende Name: Reifrock — und dieses kleine historische Essay soll keinen anderen Titel führen, als den: Geschichte des Reifrocks.

Wir sind gewohnt, Erfindungen und Veränderungen der Trachten stets als von Frankreich kommend anzunehmen; um so überraschender ist daher die Entdeckung, daß die Franzosen auf jenem Gebiet nicht immer Erfinder, sondern einst auch Nachahmer waren, und zwar Nachahmer der Spanier.

„Die Sonne geht in meinem Reiche nie unter!“ durfte der Beherrscher Spaniens, der römisch-deutsche Kaiser Karl V. mit Wahrheit sagen; und dieses Spanien, das seine Flotten in alle Meere sandte, das seinen Glauben anderen Nationen mit Feuer und Schwert aufzubringen wagte, das durch seinen Handel mit allen Theilen der bekannten Welt Verkehr unterhielt, wie hätte es nicht seine Trachten übertragen sollen auf die Völker, mit denen es in kriegerischer oder in friedlicher Absicht in Berührung kam?

Kurz zuvor, ehe durch Karl's V. Genies die Weltherrschaft an Spanien überging, hatte ein Verlangen nach Freiheit die Gemüther emporgehoben. In Spanien selbst bildete sich eine der Krone feindliche Partei, und in Deutschland hob die Strömung der Reformation selbst die Ruhigsten aus dem Gleise neutraler Gemächlichkeit. Der Hauch der Freiheit, der hier und dort die Herzen schwellte, hatte auch die Tracht gelüftet; das Schnörkelhafte und Verzierte wich bei edleren Naturen dem Freien und Natürlichen, und die Zwanglosigkeit der Pöbelmassen ging in Zügellosigkeit über.

Karl V. besiegte seine politischen Gegner im Felde, und für Glaubenseinheit seiner spanischen Unterthanen sorgte die Inquisition. In Deutschland ward der gemäßigte Theil Derer, die sich der religiösen Erhebung mit Wärme angeschlossen, durch die Unthaten roher Glaubenseiferer der eigenen Partei niedergebegt; dem Aufschwung des Nationallebens, des Freiheitsgefühls folgte die natürliche Reaction.

Die Sorglosigkeit wich aus den Gemüthern aller denkenden Menschen, und von der Kleidung die Zwanglosigkeit und heitere Farbe. An Stelle der mit natürlicher Unmuth herabwallenden Gewänder traten dunkle, festverhüllende und steife; die spanische Grandezza mit all ihrem Beiwerk von Schroffheit und Gesprenztheit nahm ihren Anfang.

Reifrock vom Jahre 1600.
Vornehme Engländerin.

Weg durch das ganze civilisirte Europa und fand in dem durch natürliches Schönheitsgefühl geschützten Italien am längsten, obgleich nicht dauernd, Widerstand. Aus dieser Zeit der geistigen Schen, aus dem Lande der grandiosen abgeschlossenen Vornehmheit, aus Spanien, stammt der Reifrock. Ja, die tragikomische Gestalt des ritterlichen Don Quixote und der Ahnherr unserer heutigen Crinoline, der Reifrock, sind zu gleicher Zeit und in demselben Lande geboren!

Um die Mitte des 16. Jahrhunderts sehen wir den Reifrock zuerst als notwendiges Toilettenbedürfnis der vornehmen Damen dort erwähnt. So erzählt z. B. Falke in seinem Trachtenbuch: „Pansa ist zum Statthalter ernannt und seine Gemahlin, Sennora Siligeres zu thun als die Anstalten zu standesgemäßer Toilette zu treffen. Als sie die Botschaft erhalten hat, sagt sie zum Geistlichen: „Herr Pfarrer, horcht mir doch aus, ob es nicht hier einen gibt, der nach Madrid geht oder nach Toledo, daß er mir einen runden Reifrock kauft, recht und gerecht und so schön als man ihn nur haben kann, denn, meiner Seel, ich will der Statthalterchaft meines Mannes, so viel ich nur kann, Ehre machen.“

Der Reifrock spannte damals den unteren Theil des Rockes straff aus und verengte sich nach der Taille zu in schräger Linie. Zu dem Gestell des Reifrocks wurden anfangs (nach Angabe des Vecellio'schen Trachtenbuches) Reifen von Holz benutzt, später brachte man Eisenbraut oder Eisenblech und



Reifrock vom Jahre 1560.
Königin Elisabeth.

Fischbein in Anwendung; der Rock bildete also eine förmliche Wehr, ein Bollwerk, daher ohne Zweifel sein früherer Name: Guardainfante nannten ihn die Spanier, die Italiener ebenso guardinfante, die Franzosen vertugadin, und die Engländer farthingale*).

In dem Bilde der Dame vom französischen Hofe und dem der Königin Elisabeth von England zeigt sich die erste Form des Reifrocks, und beide Abbildungen bestätigen vollkommen, was die Forscher der Trachten dem damaligen Reifrock nachrühmen, daß er von mäßiger Größe gewesen und erst später, namentlich von den Französinen, übertrieben worden sei.

Der Königin Margarethe, Heinrichs IV. schöner Gemahlin, wird der Vorwurf gemacht, sie habe so große Reifröcke getragen, daß keine Thür für sie breit genug war, und dazu so ungeheure Hüftkissen, daß die nie schlummernde Verleumdung daraus den boshaften Schluß zog, in diesen Rissen seien Taschen angebracht, worin die Dame die einbalsamirten Herzen ihrer gemordeten Liebhaber in Schachteln bei sich trage.

Die kluge Königin Margot entwickelte übrigens in Bezug auf Toilette immer ein großes Freiheitsgefühl, bei den meisten Gelegenheiten auch wahrhaften Schönheits Sinn und ließ sich von der Mode — wenn wir dem damaligen Trachtenwechsel schon voreilig diesen Namen geben wollen — nie tyrannisiren. Sie gab ihren Roben einen freien Halsauschnitt, als noch alle Damen der Hofkreise bis oben geschlossene Kleider trugen, verschmähte es, ihr Antlitz auf der Straße mit der in Frankreich damals gebräuchlichen schwarzen Sammetmaske zu verhüllen, und arrangirte ihr Haar auf die verschiedenste Weise, an keine Vorschrift sich bindend.

Die Uebertreibung des Reifrocks mit den breiten Hüftkissen, wie Königin Margot und ihre Nachahmerinnen ihn trugen, muß schon damals die Satyre herausgefordert haben in gleicher Weise wie heutigen Tages die Crinoline, denn es existiren noch jetzt Pöbel aus dem 16. Jahrhundert in Gestalt einer umgekehrten Reifrockdame.

Aus den Trachtenbüchern und den aus jener Zeit herrührenden Kleiderordnungen deutscher Städte läßt sich abnehmen, daß die Trachten im Ganzen später nach Deutschland kamen und langamer aufgegeben wurden, als in anderen Ländern. Zu



Reifrock vom Jahre 1530.
Dame vom französischen Hofe.

Anfang des 17. Jahrhunderts, als das Ansehen des Reifrocks erster Epoche schon anderwärts zu sinken begann, hat er in Deutschland noch seine volle Bedeutung, ja er erscheint dort sogar in der extravaganten, ein Jahrhundert später wieder auftauchenden Form. Als die vornehmen Damen ihn endlich aufgegeben, trugen ihn noch die Bürgerfrauen, denn im Jahre 1619 ward den Frauen von Braunschweig und Lüneburg polizeilich untersagt, „mit Eisen oder sonst weit aufgesperrte Röcke zu tragen“; ein Ausdruck, welcher sich wahrscheinlich auf den Gebrauch mancher Frauen bezieht, den Rock vom Saum bis hoch oben hinauf mit Filz auszuliegen.

Wie sehr gegen den Anfang des 17. Jahrhunderts der Reifrock schwand, zeigt das Bild einer vornehmen Engländerin vom Jahre 1600. Die untere Ausdehnung des Rockes fehlt gänzlich, und die beliebte Erhöhung der Hüften wird fast nur durch den Faltenwurf des vorn zusammengefaßten Oberkleides bewirkt.

Allmählig begann die Welt der Fesseln müde zu werden. Die Macht Spaniens schwand, und seiner schroffen Abgeschlossenheit, die keinem fruchtbringenden Wechsel mehr Zugang gewährte, entsank der Zügel jeden Einflusses. Auch die Trachten, die seit fast einem Jahrhundert spanischen Vorbildern gefolgt, begannen sich von diesen loszusagen und zunächst eine freiere Gestaltung anzunehmen.

Wie aus der Kleidung der Männer das straff ausgepolsterte spanische Beinleid und der steife Hut, so verschwand aus der der Frauen nach und nach das hohe, steife Leibchen und der Reifrock. Im Jahre 1630 wallen die Röcke schon wieder in natürlichen Falten herab, hinten mit leichter Schleppe den Boden berührend; die natürlich lange Taille ist ausgeschnitten, der Aermel am Handgelenk schon etwas gelüftet, und manche Frauen gestalten sich sogar schon die Zier natürlicher Locken. Der steife Spitzenkragen jedoch behielt noch lange eine Schaar von Anhängerinnen, und am längsten blieben ihm die Spanierinnen und die Damen des österreichischen Kaiserhauses treu.

Der dreißigjährige Krieg hatte Nationen, Sprachen und Trachten durcheinander geworfen, in Deutschland waren die deutschen Elemente in Sprache, Kleidung und Wesen gemischt mit dem

Schaum des Fremdländischen, das die Kriegswogen hergespült, und diese waren es auch, die von Frankreich her ein Wesen trugen, das zwar schon früher mit kindischem Scepter von Spanien aus einige langsam gehorchende Fürstenthümer und noch langsamere Nationen regierte, doch erst dort, in Frankreich zur Weltherrscherin erwuchs und seinen Namen erhielt: die Mode.

Es gab in Deutschland zwei Parteien, die einander verspottend und tabelnd gegenüber standen, die Mamodischen und die Ultrakatholischen. Die letzteren, die wahren Vaterlandsfreunde, welche deutsche



Auf der Klippe. (Hierzu das Gedicht von Marie Harrer.)

* Guardinfante, Kind-Bewahrer oder Hüter. Vertugadin, Eugendbüter, nach und nach corumpirt in vertugadin, vertugade, vertugale; von letzterem Wort die englische Nachbildung farthingale.

Sprache und deutsche Gesinnung zu erhalten suchten, gingen ohne Zweifel in ihrem Haß zu weit, indem sie denselben auch auf alle aus Frankreich kommenden Trachten ausdehnten, als stecke schon in den Kleiderformen Sünde, Verderben und Verrath an Gott und Vaterland.

Doch die Strömung der Zeit war mächtiger als Drohungen und Spottreden der Conservativen, und Ludwig XIV. mächtig genug, weit hinausgreifend und nachhaltig dem Zeitgeist seinen Geist einzuslösen und der noch gährenden Masse die Form seines Geschmacks aufzudrücken.

(Schluß folgt.)

Reizende Mädchen.

Schönheit, Geist, Talent und Eleganz sind höchst wünschenswerthe Eigenschaften, aber sie sind nicht alle erforderlich um „ein reizendes Mädchen“ — das höchste Streben unserer jungen Damen — zu sein. Der Begriff eines „reizenden Mädchens“ ist ein unendlich weiter, indem er von den verschiedenen Geschmacksrichtungen der Menschen abhängig ist, so daß er einer näheren Erwägung bedarf.

Gewiß ist die schlanke Blondine mit den sanften ausdrucksvollen Zügen, deren tieflaue Augen jenes milden Blickes fähig sind, den man als „madonnenhaft“ bezeichnet, reizend. Sie wählt in Gesellschaft fast immer die Rolle der Zuhörerin, und nur ihr schmachtendes Lächeln gibt kund, daß sie dem Gespräch aufmerksam folgt. Freilich ist es nicht leicht, sie lebhaft anzusprechen, denn selten wird sie mehr als kurze, abgebrochene Bemerkungen zur Antwort haben, aus denen sich ihre Ansicht schwer erkennen läßt, welche sie überhaupt nicht gern preis gibt. Ihr Element ist das Sentimentale und Elegische, was sie in reizendster Weise personificirt. Auf Ballen eine glänzende Erscheinung, zieht sie dennoch das Theater, insbesondere die Oper, dem Ballsaal vor. Im Kirchenbesuch ist sie höchst gewissenhaft; sie hat einen Lieblingsprediger, dessen Predigten sie niemals versäumt. Ermüdende Spaziergänge, besonders bei feuchter Witterung, lebhaftes Promenaden zu Pferde, geräuschvolle Gesellschaftsspiele sind ihr zuwider, sie hat dagegen eine Vorliebe für alte Landstige, wo man schattige Gartenplätzchen, ruhige Bibliotheken und Abends behagliche Lehnstühle um den Kamin findet, welche zu traulicher Unterhaltung winken.

Eine ganz andere Art reizender Mädchen ist jene graziose Brünette, welche beständig nach der neuesten Mode gekleidet, die Zierde aller Salons bildet. Ihre Hüte, deren sie wenigstens ein halbes Duzend besitzt, sind ansehnlich geschmackvoll, und sie versteht die eigenthümliche Kunst, ihr Haar stets so zu tragen, daß Croisat's neueste Modelle für ihr Gesicht als am kleidamsten erscheinen. Kleider, Jacken und Mäntel sind bei ihr von tadellosem Schnitt; besonderer Werth aber legt sie auf ihre Handschuhe und — da sie das Kleid in schönen Falten aufgeschürzt zu tragen pflegt — auf reiche Unterröcke und vortreflich sitzende Stiefeln mit hohen Absätzen. Sie liebt es zu gefallen, aber ihre Koketterie ist nicht häßlich und gewöhnlich, sie ist grazios; denn anziehend und liebenswürdig zu sein, scheint unserer Heldin ein höherer Ruhm, als der, den Preis der Schönheit zu besitzen. Freilich spricht sie ein wenig viel, aber sie thut dies in amüsanter, angenehmer Weise, da es für sie das Schmachvollste wäre, langweilig gefunden zu werden. Ihr wahres Element sind Bälle, Concerte, Wettrennen und im Sommer die großen Lurusbäder.

Auch jenes hübsche Mädchen mit braunen Augen und zierlichem Wuchs hat ihre Bewunderer, die sie für reizend erklären. Sie tritt mit vieler Würde auf, trägt das dunkle Haar in glatten Scheiteln, zeigt in allen Dingen die peinlichste Ordnungsliebe und Eigenheit und kleidet sich mit der strengsten Einfachheit. Ein schwarzseidenes Kleid mit engen Ärmeln, ein schneeweißer Leinwandkragen und ebensolche Manschetten bilden ihre gewöhnliche Toilette, welche ein weiß und schwarz gestreifter Unterröck vervollständigt, der jedoch selten sichtbar ist, da seine Trägerin nicht der Sitte huldigt, die Kleider aufzuschürzen. Leider hat dieses reizende Mädchen die Gewohnheit, sich den Menschen im Allgemeinen dadurch mißlich zu machen, daß sie Jedem, natürlich nur um seines eigenen Besten willen, die Wahrheit und somit häufig sehr unangenehme Dinge sagt. Uebrigens spielt sie klassische Musik mit vielem Geschmak, tanzt Quadrillen leidlich, betrachtet aber andere Tänze mit den mißbilligenden Blicken strenger Moral. Ihre Lieblingsbeschäftigung ist Blumenpflege.

Dann ist die Amazone unstreitig ein reizendes Mädchen. Auf dem Lande geboren, liebt sie die Natur; Wald und Feld zu Pferde zu durchreiten ist ihr höchster Genuß. Sieht, wie grazios das dunkle Reitkleid die schlanke Figur umschließt, wie frisch die Wangen geröthet, und die Augen vor Freude leuchten, bei der Ansicht Vater und Bruder auf einem wilden Ritt zu begleiten. Sie sieht entzückt zu Pferde aus, im runden Federhut, unter dem das blonde Haar nachlässig zurückgeworfen in losen Wellen auf die Schultern herabfällt. Für Thiere, von denen sich einige beständig in ihrer Begleitung befinden, und über deren Pflege sie selbst wacht, hat sie eine besondere Vorliebe, und kein Tag vergeht, an dem sie nicht ihrem Lieblingspferde: brin d'amour, einen Besuch im Stalle macht, um ihm Stückerchen Brod und Zucker zu bringen und dem Reitknecht die größte Sorgfalt für dasselbe anzupfehlen. Auch eine liebliche Salonerscheinung ist sie, obgleich ein wenig zu blöde und schüchtern, denn Feld und Haide sind ihr eigentliches Revier, und sie wird, wenn sie auf Maskenbällen oder Polterabend erscheint, stets als Diana oder Lindine die Reichen ihrer Verehrer entzücken.

Wer aber würde jenes junge Mädchen dort im siederfarbenen Mousselinekleide nicht reizend finden? Ihr hellbraunes Haar ist grazios zurückgekämmt und mit einer köstlichen Theerose geschmückt. Sie ist heiter, lebhaft, freundlich gegen Alle und eine große Kinderfreundin. Ihr Anzug ist sauber und eigen, sie liebt helle Farben, insbesondere blau, singt, spielt und tanzt, wenn auch nicht meisterhaft, aber doch hinreichend, um sich höchst angenehm und wünschenswerth für den Salon zu machen, wo sie zu jedem Gesellschaftsspiel und zu jeder Whistpartie bereit ist, überall thätig mit eingreift, und so als Stütze der Wirthin in Gesellschaften wahrhaft unschätzbar ist. Ihr Gesicht ist nicht regelmäßig, aber lieblich und ausdrucksvoll; das Schönste an ihr sind überaus kleine Hände und Füße, die ihrer Erscheinung viel Zierlichkeit verleihen. Aus ihren Zügen aber sprechen

Treue, Liebe und Güte; sie besitzt jene wahre Herzensbildung, welche dem deutschen Grundcharakter eigen und das untrügliche Zeichen wahrer Weiblichkeit ist. Ihre glänzenden Freundinnen, welche sie durch keine hervorragende Eigenschaft verdunkelte, und die ihr herzlich zugethan sind, haben ihr das Versprechen abgenommen, bei ihrer einstufigen Hochzeit den Dienst der ersten Brautjungfer zu übernehmen und ihnen den blühenden Myrthenkranz ins Haar zu flechten. Nicht wenig erstaunt sind diese, eines Tages von dem erröthenden Mädchen zu hören, daß sie die ihr zugeordnete Rolle nur dann übernehmen könne, wenn die bewußte Feier sehr bald stattfände, da für sie selbst in wenig Monaten der Tag kommen würde, wo sie aus den Reihen der Geschwister und Freundinnen heraustretend, die Gefährtin desselben werden solle, den ihr Herz erwählt, nachdem er ihr und der Welt erklärt habe, daß unter allen „reizenden Mädchen“ ihr die Krone und der Preis gebühre.

[948]

M. S.

Die Mäuse als Vollarbeiter.

In Folge des noch gegenwärtig in Amerika wüthenden Krieges trat bekanntlich vor zwei Jahren in einigen Districten Englands ein solcher Mangel an Baumwolle ein, daß viele Fabriken zu theilweisem oder gänzlichem Stillstand genöthigt waren, und dadurch Tausende von Arbeitern brodlos wurden und fast dem Hungertode anheimfielen. Die Wohlthätigkeit konnte nur in beschränktem Maße der furchtbaren Noth abhelfen; eine große Anzahl Arbeiter wanderte aus, entweder nach Australien oder nach englischen Colonien, die Zurückbleibenden ergriffen größtentheils ein anderes Handwerk.

Als nun die Baumwollencrisis vorüber war, da zeigte sich ein neuer sehr empfindlicher Uebelstand; vor sechs Monaten hatte man zu viel Arbeiter und nicht genug Baumwolle; jetzt war wieder ein Ueberschuß von Baumwolle vorhanden, aber es gab keine Arbeiter. Die Noth und Verlegenheit der Fabrikbesitzer wurde trotz des bedeutend erhöhten Lohnes, den sie den Arbeitern boten, nicht vermindert.

Zwar hat die Mechanik seit dem Anfange dieses Jahrhunderts die bewundernswürthesten Fortschritte gemacht. Eine einzige Maschine ersetzt oft die Arbeitskraft vieler tausend Menschen. Ein Baumstamm, der von Maschine zu Maschine, von Räderwerk zu Räderwerk wandert, erscheint vor uns nach kurzer Zeit wieder entweder in der Gestalt eines Pianos oder eines eleganten Schreibtisches u. s. w. Doch zum Weben der Baumwolle ist die menschliche Hand unentbehrlich, keine Maschine vermag dieselbe zu ersetzen.

Den Fabrikbesitzern, welche ihre Noth der englischen Regierung klagten, soll ein bekannter englischer Staatsmann scherzhaft den Rath gegeben haben, wenn sie keine Menschen zu Arbeitern bekommen könnten, dann doch Mäuse zu nehmen.

Einer der anwesenden Fabrikherren faßte diese Aeußerung sehr ernsthaft auf und beschloß, einen Versuch mit der empfohlenen neuen Arbeitskraft zu machen. Er konstruirte eine Maschine, welche so eingerichtet war, daß sie durch die Kraft zweier Mäuse, die er zu der betreffenden Arbeit abrichtete, in Bewegung gesetzt werden konnte. Durch diese zwei Mäuse nun ließ er vermittelst der Maschine zur Probe etwas Baumwolle spinnen und lud dann mehrere Sachverständige ein, um ihnen die Resultate seiner Bemühungen vorzulegen. Der Faden wurde vorzüglich befunden, und die Berechnung ergab, daß jeder der beiden kleinen Arbeiter täglich 3 Groschen verdienen könne. Unser Industrieller hat natürlich, durch seinen ersten glücklichen Versuch ermutigt, das Unternehmen weiter ausgedehnt und soll gegenwärtig bereits sechs-tausend solch kleiner, in Küche und Keller unwillkommener Gäste in Thätigkeit gesetzt haben und sich mit seinen Arbeitern recht wohl dabei befinden.

[953]

r. . .

Die Buße eines Mörders.

Eine Schwarzwalddage.

In den Schluchten des Schwarzwaldes hauste seit langen Jahren der wilde Räuber Madai, am Wege auf die Opfer lauern, welche Unkenntniß der Gefahr oder Tollkühnheit in die Gegend führte. Madai trug keine andere Waffe, als einen dicken, astigen Stock, den er sich selbst von einem blühenden Apfelbaume abgeschnitten hatte. Kein Mitleid bewegte das steinerne Herz des Räubers — hatte er doch selbst seinen Vater und seine Mutter getödtet. Jahre waren verstrichen, die Verbrechen hatten sich gehäuft; die dunkle Höhle des Mörders war voll von den Gebeinen seiner Opfer.

Die Nacht ist schwarz; der Sturm brant; kein Sternlein blinkt am Himmel, der Mond ist hinter den dunkeln Wolken verschwunden, welche Donner und Blitz in ihrem Schooße bergen. — Wer ist jener kühne Fremdling, der es wagt, in dieser schrecklichen Nacht den noch schrecklicheren Wald zu betreten?

Madai erfaßt seine hölzerne Waffe, denn sein geübtes Ohr hat deutlich das Rollen eines nahenden Wagens vernommen. Sein Auge forcht umher, doch kann er nichts erblicken, so schwarz ist die Nacht. Plötzlich erhellt ein Blitzstrahl, begleitet von einem furchtbaren Donner, die ganze Gegend — dicht vor Madai hält ein unscheinbares Fahrzeug, auf welchem die würdige Gestalt eines Priesters mit dem Kreuz in der Hand sitzt. Ein geheimer, bisher noch unbekannter Schauer erfaßt die Seele des Räubers beim Anblick des Kreuzes und des frommen Mannes, den der Moment eines Blitzstrahls ihm gezeigt. Er wirft sich überwältigt von dem Gefühl der Reue in die Knie und ruft laut: „Mein Vater, ich bin der Räuber Madai, höre das Geständniß meiner schweren Sünden und bitte Gott für mich, daß er mir gnädig sei.“

Der Priester steigt von seinem Wagen, setzt sich zu Madai unter einen schützenden Baum und hört die lange Reihe der Verbrechen des Reuigen. Als Madai geendet, spricht der Diener Gottes:

„Mein Sohn, nichts ist bei dem allbarmherzigen Gott unmöglich; aber Du mußt Dich einer langen und schweren Buße unterziehen, um Vergebung Deiner Sünden zu erhalten. Deine Buße sei diese, die ich Dir kraft des Amtes, das mir von Gott verliehen ist, auferlege. Hinter diesem Felsen entspringt ein Quell, dessen Wasser sich in das Thal ergießt. Mit diesem Wasser mußt du den verdorrten Baumstamm, mit dem Du Deine Verbrechen begangen hast

und den ich hier wieder pflanze, so lange begießen, bis er von Neuem blüht und Früchte trägt. Das Wasser darfst Du jedoch nicht in einem Gefäße, sondern nur in der Höhlung Deiner beiden Hände herbeitragen. Wenn Du die weiße Blüthe des Apfelbaumes hervorsprossen siehst, dann verdoppele Dein Gebet, denn die Stunde Deiner Erlösung wird nahe sein.“ Nach diesen Worten pflanzte der Priester den Stock des Räubers und bestieg wieder seinen Wagen, der bald im Walde verschwand. Seit diesem Tage konnte man ohne Gefahr bei Tage wie bei Nacht den Schwarzwald wieder durchkreuzen; von dem gefürchteten Räuber war das Leben des Wanderers nun nicht mehr bedroht.

Jahre waren verfloßen. Madai war ein Greis geworden, gekrümmt durch die Jahre und die Anstrengungen der Buße. In seinen abgemagerten Händen trug er unaufhörlich nach der Vorschrift des ehrwürdigen Priesters Wasser, um den dürren Ast zu begießen; sein Gebet war innig, die Reue tief.

Als eines Morgens Madai die Augen öffnete, sah er zu seinem freudigen Erstaunen den zu einem Baum emporgewachsenen Ast dicht mit duftenden Blüthen bedeckt, aus denen sich die herrlichsten Früchte entwickelten. —

Die Nacht ist schwarz; der Sturm brant; kein Sternlein blinkt am Himmel; der Mond ist hinter den dunkeln Wolken verschwunden, welche Donner und Blitz in ihrem Schooße bergen. — Wer ist jener kühne Fremdling, der es wagt, in dieser schrecklichen Nacht den einst so gefürchteten Wald zu betreten? Es ist ein Diener des Herrn von festem und ehrwürdigem Ansehen, den sein treuer Diener begleitet. Die Schwüle des Tages hat ihn ermattet, seine Zunge brennt; er hat vergeblich nach einem labenden Quell gesucht, um seinen Durst zu stillen — da erregt plötzlich der liebliche Duft von Früchten seine Aufmerksamkeit. Er beauftragt den Diener, nach den Früchten, von deren Wohlgerüchen die Luft erfüllt ist, zu suchen; der Diener ist im Begriff, sich zu entfernen, da wird plötzlich die ganze Gegend von einem herrlichen Blitzstrahl erleuchtet, die beiden Fremdlinge erblicken vor sich einen reichen Apfelbaum, unter welchem ein ehrwürdiger Greis in tiefem Schläfe ruht. Eine Stimme von oben spricht die Worte: „Die Hand, die diesen Baum gepflanzt, kann allein die Früchte pflücken.“ Da taucht plötzlich in der Erinnerung des Priesters das Ereigniß jener schrecklichen Nacht wieder auf; es ist derselbe Ort, wo er dem reuigen Sünder die schwere Buße bestimmte. Madai ist erwacht, da betet er: „Wie groß ist Deine Güte, barmherziger Gott; erhöre mein Flehen und nimm mich reuigen Sünder zu Gnaden an.“ Der Priester, der dieses einfache Gebet gehört, erkaunte den Reuigen, schritt auf ihn zu, legte seine Hände auf dessen graues Haupt und sprach: „Mein Sohn, Deine Gebete, Deine Thränen und Deine Buße, die Du so treulich erfüllt hast, haben Gott mit Dir versöhnt. Deine Sünden sind Dir vergeben.“ Das Haupt Madai's sank zurück — ein heller Stern erhob sich nach dem Himmel, und alsbald folgten eine Menge gleicher hellleuchtender Sterne, die sich von dem Apfelbaum gleichsam erhoben und dem ersten folgten. Sie gingen zusammen ein in den Glanz des Paradieses.

Es war die Seele Madai's, des großen Räubers, und die Seelen seiner Opfer. [954] S.

Die Haftbriefe.

Man findet in den Schriften, welche die Regierungszeit Ludwig des Vierzehnten, Fünfzehnten und Sechzehnten von Frankreich behandeln, sehr häufig der sogenannten lettres de cachet Erwähnung gethan. So nannte man nämlich die im Namen des Königs geschriebenen und mit dem königlichen Insignel versehenen Briefe, kraft welcher die Regierungsbeamten Jeden, an den sie gerichtet waren, ohne Unterschied des Standes, gefangen nehmen und in den Kerker werfen konnten, wo dann die Unglücklichen, die oft den Grund ihrer Gefangennehmung nicht einmal erfuhren, Jahre lang unschuldig schmachten mußten.

Mit diesen Briefen wurde besonders zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der abscheulichste Mißbrauch getrieben. Die obersten Regierungsbeamten hatten die unumschränkte Macht zur beliebigen Abfassung solcher Briefe, und wer ihnen, oder ihrer Familie, oder ihren Freunden mißliebig war, konnte überzeugt sein, daß ihn ein Haftbrief in die Bastille oder ein anderes festes Gefängniß führen würde, wo er so lange gefangen gehalten wurde, bis die Rache seines Feindes befriedigt war. In den meisten Fällen dienten diese Briefe kleinlichem Groll und niedriger Rachsucht, denn die Gründe der Verhaftung, welche in den Gefängnißregistern bei den durch solche lettres de cachet verhafteten Personen angegeben sind, beweisen zur Genüge, mit welcher Willkür die Beamten vermittelst der Haftbriefe über die persönliche Freiheit verfügen konnten. Von einem Minister Ludwig des Fünfzehnten ist bekannt, daß er solche Haftbriefe zu Tausenden an seine Creaturen vertheilt hat. Diese Briefe waren zwar mit dem königlichen Namen und Insignel versehen, allein der Mißbrauch, der mit seinem Namen und Siegel getrieben wurde, blieb dem König natürlich unbekannt.

So wird von Ludwig dem Sechzehnten erzählt, daß er, um die wahre öffentliche Meinung ordentlich kennen zu lernen, den Buchhändler Blairot einst beauftragt habe, ihm alle Flugschriften, in denen Staatseinrichtungen oder Maßnahmen der Regierung angegriffen würden, auf geheime Weise zuzuschicken.

Die Minister fanden den König seit dieser Zeit über gewisse Gegenstände oft besser unterrichtet, als ihnen lieb war. Sie forschten deshalb eifrig nach der Quelle, aus welcher dem König die nach ihrer Ansicht für denselben nicht geeigneten Nachrichten zuströmen. Bald war durch thätige Spione der Buchhändler Blairot als der Schuldige entdeckt. Die Minister ahnten nicht, daß Blairot auf Befehl des Königs gehandelt hatte; ein an ihn gerichteter lettre de cachet führte ihn in die Bastille und machte ihn für die Zukunft unschädlich. Ludwig der Sechzehnte war verwundert, als unmerklich die gewöhnlichen Sendungen seines Buchhändlers ausblieben; er zog Erkundigungen über den Grund dieser Verzögerungen ein, und zu seinem größten Erstaunen wurde ihm mitgetheilt, daß Blairot ja auf des Königs Befehl in der Bastille schmachte, weil er in einem Kaffeehause Ruhestörungen verursacht habe. Natürlich wurde Blairot sofort in Freiheit gesetzt — dem Unwesen der Haftbriefe jedoch noch keineswegs ein Ende gemacht: erst die Stürme der französischen Revolution waren im Stande, diesen schrecklichen Mißbrauch zu beseitigen. [946] r. . .

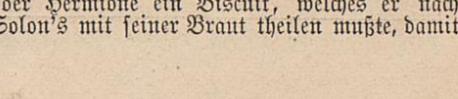
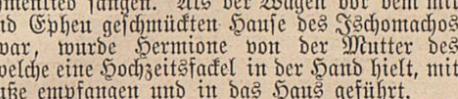
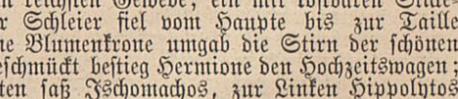
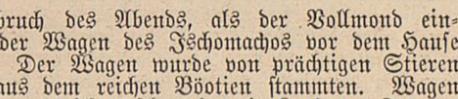
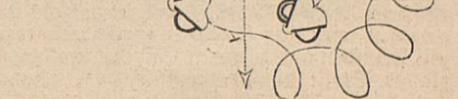
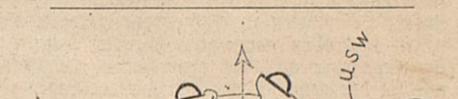
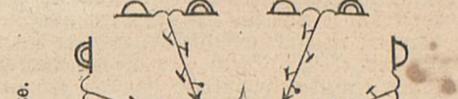
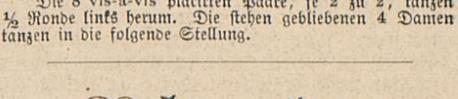
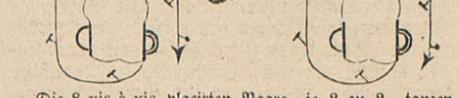
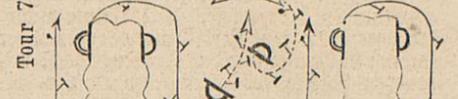
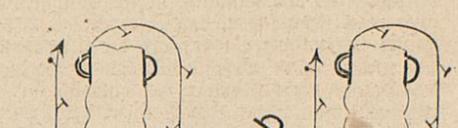
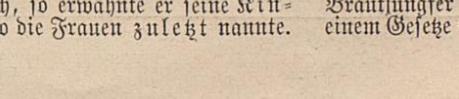
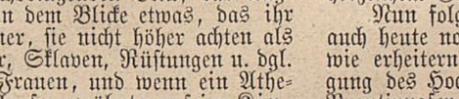
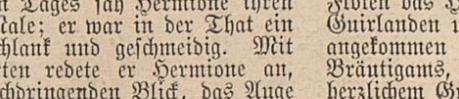
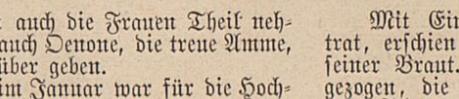
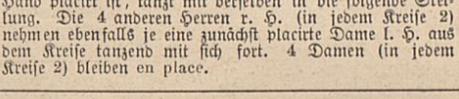
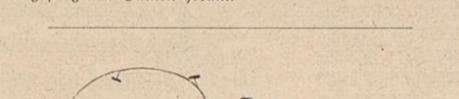
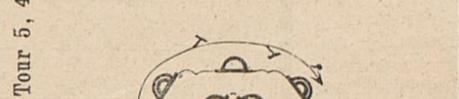
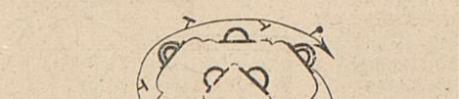
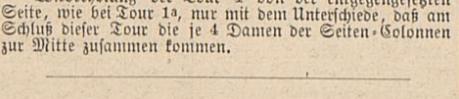
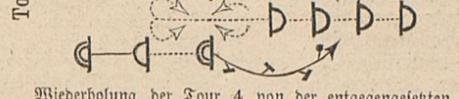
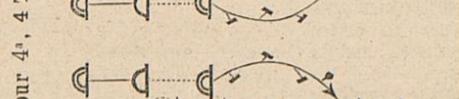
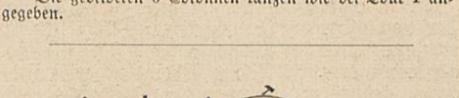
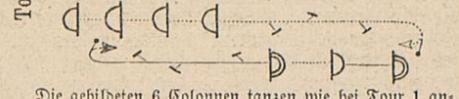
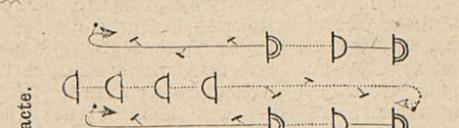
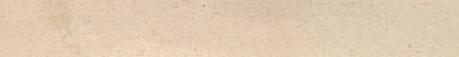
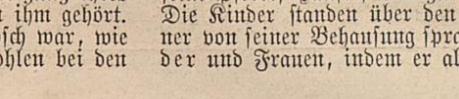
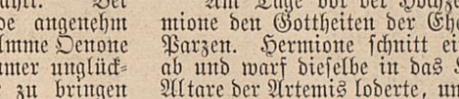
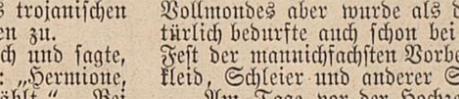
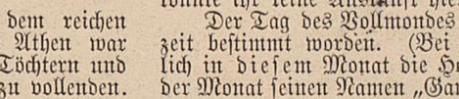
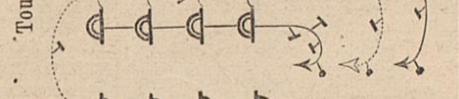
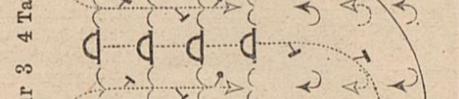
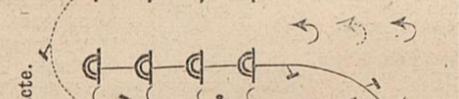
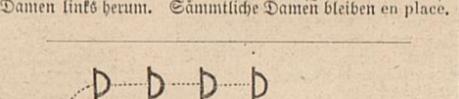
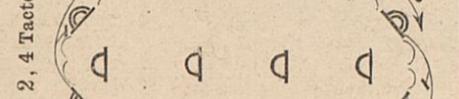
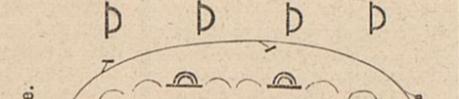
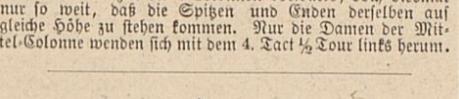
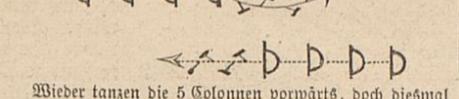
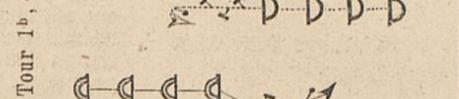
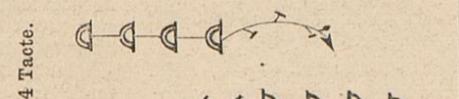
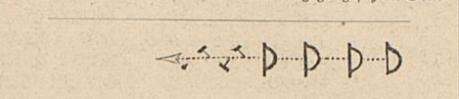
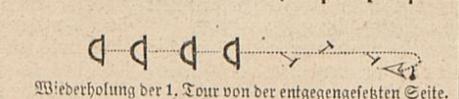
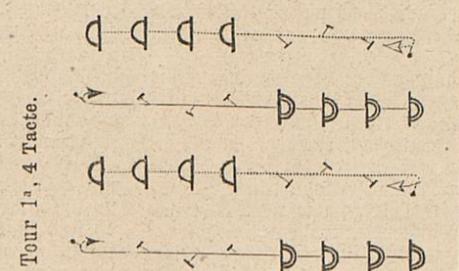
Gesellschaftstänze, Nr. 13. L'Emprisonnement et la Fuite. Cotillonfigur im schnellen Walzertpas für vier Paare.

In Hinsicht auf die herannahende Ballsaifon beginnen wir hiermit abermals eine Reihenfolge von neuen Tanz- Touren, welche bisher stets einen so großen Beifall unserer Leserinnen gefunden haben. Eine Anzahl neuer Cotillon- Figuren und Quadrillen wird Zeugnis davon ablegen, daß wir auch diesmal wieder bestrebt sind, etwas durchaus Neues und Günstiges aus dem Gebiete der Tanzkunst zu veröffentlichen.

Erklärung der choreographischen Zeichen:

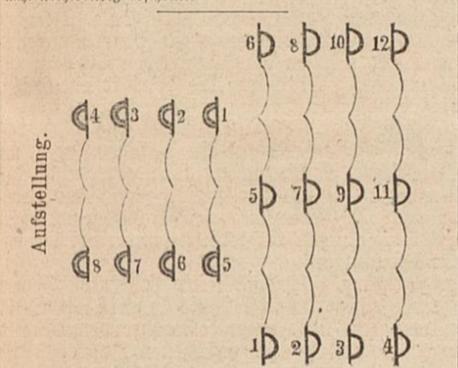
Herr Dame Die Längenseite des geraden Striches deutet die Front der Tanzenden an. Die ausgefüllte Linie bezeichnet die fortschreitende Bewegung eines Herrn (auch eines Paares), die durchbrochene Linie die fortschreitende Bewegung einer Dame. Die Pfeilspitze gibt den Zielpunkt des Herrn, Pfeilspitze den Zielpunkt der Dame an (vorwärts; rückwärts; sind die Zeichen des Handgebens. Die verschiedenen Pas sind in folgender Weise dargestellt: ist das Zeichen des Volkstanzes, das Zeichen des Walzers. Ein Strich neben der Linie des Herrn oder der Dame bedeutet ein Chassé (Gatopp), stehen die Zeichen nach der andern Seite: so deutet dies an, daß die Pas mit dem linken Fuß ausgeführt werden, stehen die Zeichen rückwärts: so werden die bezeichneten Schritte mit dem betreffenden Füßen rückwärts ausgeführt. Zeichen ist die Verbeugung nach rechts, Zeichen die Verbeugung nach links. Wo die Choreographie, z. B. bei zu engem Raum, durch Angabe der Pas und Personennamen undeutlich werden könnte, da unterbleibt die Aufzeichnung derselben, und die Erläuterung der betreffenden Tour bleibt dem beigelegten Text überlassen. Statt der Worte rechter Fuß, linker Fuß, rechte Hand, linke Hand bedienen wir uns der Abkürzungen: r. F., l. F., r. H., l. H.

und zwar nebeneinander vorbei und durch bis über das Ende der entgegengesetzten Colonne hinaus. Mit dem 4. Tact wendet sich jeder Herr und jede Dame $\frac{1}{2}$ Tour rechts herum.

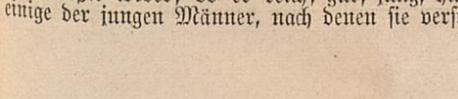
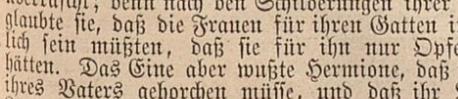
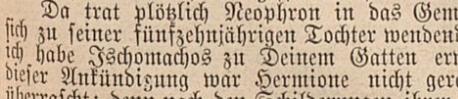
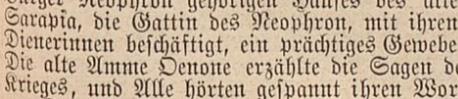
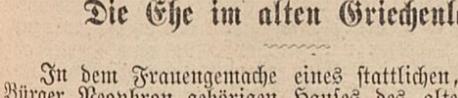
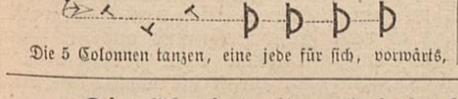
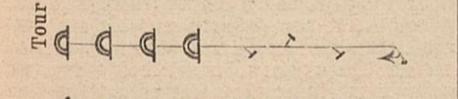
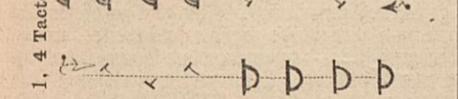
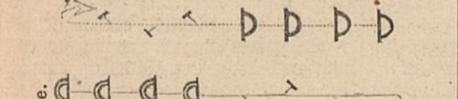


Gesellschaftstänze, Nr. 13. L'Emprisonnement et la Fuite. Cotillonfigur im schnellen Walzertpas für vier Paare.

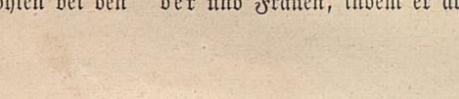
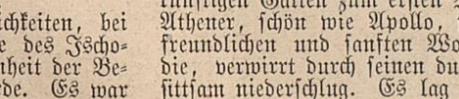
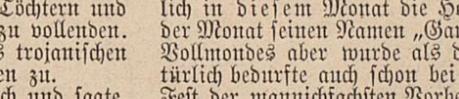
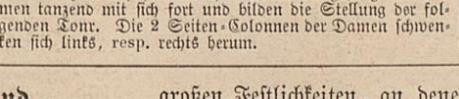
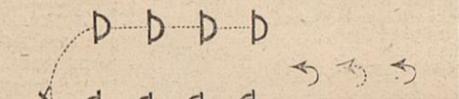
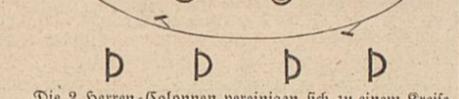
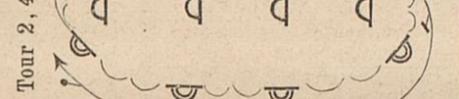
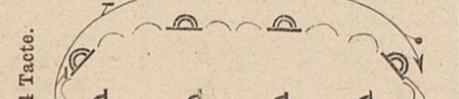
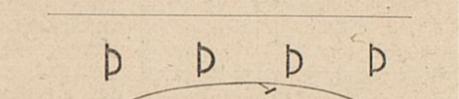
Nachdem vier Paare einmal im Kreise des Cotillon herumgetanzt haben, wählt jeder der vier Herren einen Herrn, und jede der vier Damen zwei Damen. Behufs Aufstellung zur Figur placiren sich dann die vier aufzuführenden Herren hintereinander, mit den gewählten Herren an ihrer rechten Seite, ebenso die vier aufzuführenden Damen hintereinander, gegenüber den Herren, und in gleicher Weise mit den gewählten Damen an ihrer rechten Seite, wie es die nachstehende Aufstellung veranschaulicht. Durch die so geregelte Aufstellung wird es vermieden, daß die aufzuführenden Herren und Damen am Schlusse der Figur wieder mit einander tanzen. Im Gegensatz zu den früher von uns gegebenen Tanz Touren unterbleibt für diese Figur eine laufende Bezeichnung der Personen durch Nummern, einmal, weil es dem Zufall überlassen bleibt, welche Herren und Damen später den Rundtanz mit einander aufzuführen, und dann auch, weil es zur weiteren Erläuterung der Choreographie nicht notwendig erscheint.



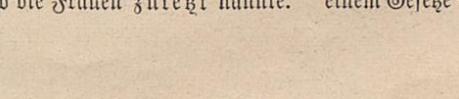
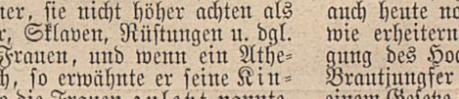
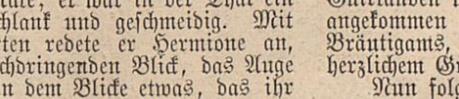
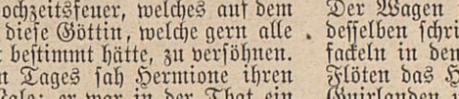
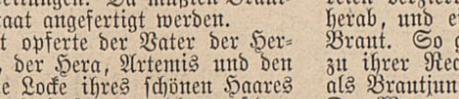
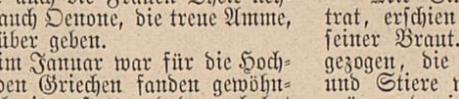
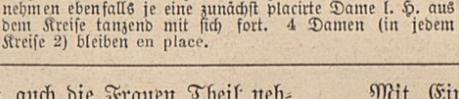
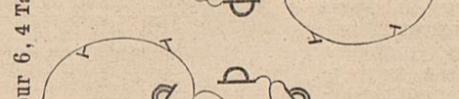
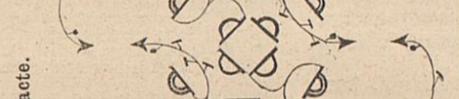
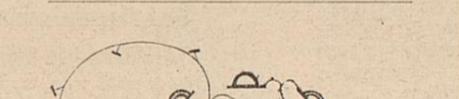
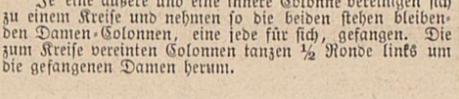
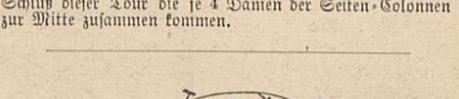
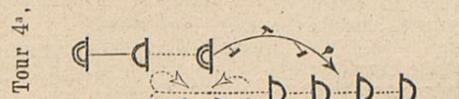
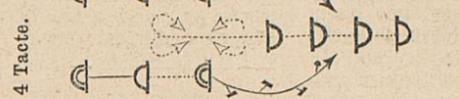
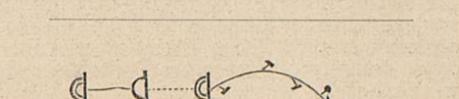
Die 8 Herren — in 2 Colonnen — den 12 Damen — in 3 Colonnen — vis-à-vis. Der auszuführende Tanzschritt ist der des schnellen Walzers.



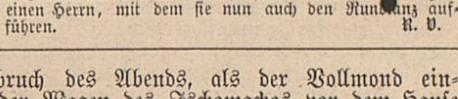
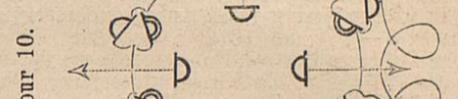
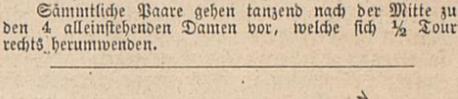
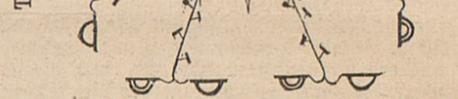
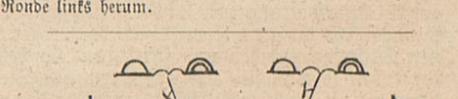
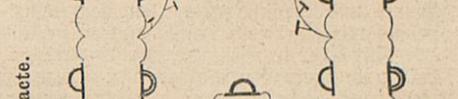
Wieder tanzen die 5 Colonnen vorwärts, doch diesmal nur so weit, daß die Spitzen und Enden derselben auf gleiche Höhe zu stehen kommen. Nur die Damen der Mittel-Colonne wenden sich mit dem 4. Tact $\frac{1}{2}$ Tour links herum.



Die gebildeten 6 Colonnen tanzen wie bei Tour 1 an gegeben.



Die 8 vis-à-vis placirten Paare, je 2 zu 2, tanzen $\frac{1}{2}$ Ronde links herum. Die stehen gebliebenen 4 Damen tanzen in die folgende Stellung.



Die Ehe im alten Griechenland.

In dem Frauengemache eines stattlichen, dem reichen Bürger Neophron gehörigen Hauses des alten Athen war Sarapia, die Gattin des Neophron, mit ihren Töchtern und Dienerrinnen beschäftigt, ein prächtiges Gewebe zu vollenden. Die alte Amme Denone erzählte die Sagen des trojanischen Krieges, und Alle hörten gespannt ihren Worten zu.

Da trat plötzlich Neophron in das Gemach und sagte, sich zu seiner fünfzehnjährigen Tochter wendend: „Hermione, ich habe Ischomachos zu Deinem Gatten erwählt.“ Bei dieser Ankündigung war Hermione nicht gerade angenehm überrascht; denn nach den Schilderungen ihrer Amme Denone glaubte sie, daß die Frauen für ihren Gatten immer unglücklich sein müßten, daß sie für ihn nur Opfer zu bringen hätten. Das Eine aber wußte Hermione, daß sie dem Willen ihres Vaters gehorchen müsse, und daß ihr Loos nur das Loos aller anständigen griechischen Mädchen sei.

Es folgten zunächst die Verlobungsfeierlichkeiten, bei denen die Verwandten der Hermione und die des Ischomachos zugegen waren, und bei welcher Gelegenheit der Betrag der Mitgift für Hermione verabredet wurde. Es war also Hermione Braut geworden, und sie hatte noch nicht einmal ihren Bräutigam gesehen, ja bei der Ankündigung ihres Vaters hatte sie überhaupt zum ersten Male von ihm gehört. Sie wußte weder, ob er reich, gut, jung, hübsch war, wie einige der jungen Männer, nach denen sie verstohlen bei den

großen Festlichkeiten, an denen auch die Frauen Theil nehmen durften, hingesehen. Und auch Denone, die treue Amme, konnte ihr keine Anskunft hierüber geben.

Der Tag des Vollmondes im Januar war für die Hochzeit bestimmt worden. (Bei den Griechen fanden gewöhnlich in diesem Monat die Hochzeiten statt und darnach hat der Monat seinen Namen „Gamelion“ erhalten. Der Tag des Vollmondes aber wurde als der günstigste betrachtet.) Natürlich bedurfte auch schon bei den alten Griechen ein solches Fest der mannichfachen Vorbereitungen. Da mußten Brautkleid, Schleier und anderer Staat angefertigt werden.

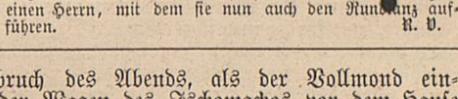
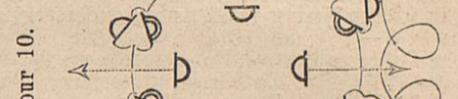
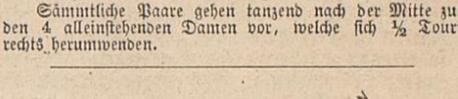
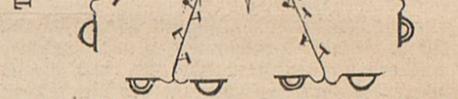
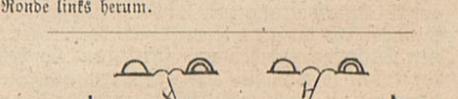
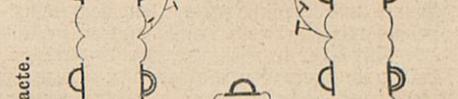
Am Tage vor der Hochzeit opferte der Vater der Hermione den Gottheiten der Ehe, der Hera, Artemis und den Parzen. Hermione schnitt eine Locke ihres schönen Haars ab und warf dieselbe in das Hochzeitsfeuer, welches auf dem Altare der Artemis loderte, um diese Göttin, welche gern alle jungen Mädchen zur Ehelosigkeit bestimmt hätte, zu versöhnen.

Am Morgen des wichtigen Tages sah Hermione ihren künftigen Gatten zum ersten Male; er war in der That ein Athener, schön wie Apollo, schlank und geschmeidig. Mit freundlichen und sanften Worten redete er Hermione an, die, verwirrt durch seinen durchdringenden Blick, das Auge fittsam niederschlug. Es lag in dem Blicke etwas, das ihr sagte, er werde, wie alle Athener, sie nicht höher achten als seine Pferde, Häuser, Landgüter, Sklaven, Rüstungen u. dgl. Die Kinder standen über den Frauen, und wenn ein Athener von seiner Behausung sprach, so erwähnte er seine Kinder und Frauen, indem er also die Frauen zuletzt nannte.

Mit Einbruch des Abends, als der Vollmond eintrat, erschien der Wagen des Ischomachos vor dem Hause seiner Braut. Der Wagen wurde von prächtigen Stieren gezogen, die aus dem reichen Bötien stammten. Wagen und Stiere waren reich geschmückt mit Lorbeer, Immergrün und vielen seltenen Blumen. In kurzer Zeit war Hermione auf das Stadtlchte herausgeputzt: ihr Gürtel war vom reinsten Golde; das in schönen Falten herabwallende Kleid war vom reichsten Gewebe; ein mit kostbaren Stücken verzierter Schleier fiel vom Haupte bis zur Taille herab, und eine Blumenkrone umgab die Stirn der schönen Braut. So geschmückt bestieg Hermione den Hochzeitswagen; zu ihrer Rechten saß Ischomachos, zur Linken Hippolytos als Brautjungfer, den die Griechen „Paranympchos“ nannten. Der Wagen setzte sich in Bewegung, voran und zur Seite desselben schritten eine Anzahl junger Leute, welche Hochzeitsfackeln in den Händen trugen und unter Begleitung lydischer Flöten das Hymenlied sangen. Als der Wagen vor dem mit Girlanden und Epheu geschmückten Hause des Ischomachos angekommen war, wurde Hermione von der Mutter des Bräutigams, welche eine Hochzeitsfackel in der Hand hielt, mit herzlichem Gruße empfangen und in das Haus geführt.

Nun folgte das eigentliche Hochzeitsfest, bei welchem, wie auch heute noch, wohlaußgesuchte Speisen und Getränke, sowie erheitende Musik nicht fehlen durften. Nach Beendigung des Hochzeitsmahles erhielt Ischomachos von einer Brautjungfer der Hermione ein Biscuit, welches er nach einem Gesetze Solon's mit seiner Braut theilen mußte, damit

Die 4 nach der Mitte zu placirten Paare tanzen rückwärts, und zwar so, daß sich je 2 Paare zu einer Linie vereinigen; die 4 schon auf den Seiten befindlichen Paare bleiben en place, und die 4 in der Mitte vereinten Damen tanzen eine Ronde links herum.



die Ehe süß und anmuthig sei. Vor dem Weggang der Hochzeitsgäste wurde noch von zwölf Jungfrauen das Epithalamium oder Hochzeitslied gesungen.

Zunehmend begannen für Hermione die schweren Pflichten einer griechischen Hausfrau. Sie hatte zwar die Oberaufsicht über alle häuslichen Einrichtungen, die Küche u. s. w., aber man kann sagen, daß sie eigentlich mehr Sklavin in dem Hause ihres Vaters war, als die Diener und Dienerinnen, die unter ihrem Befehle standen.

Wenn Hermione mit ihres Vaters Erlaubnis ausging, so wurde sie stets von einer Sklavin begleitet, die jede ihrer Handlungen beobachtete. Sie konnte nicht wie die Frauen der gegenwärtigen Zeit Concerte oder Theegesellschaften besuchen; sie kannte nur das Frauenzweck, welches sich in dem inneren Theile des griechischen Hauses befand, und wo sie gewissermaßen unter Schloß und Riegel war, keinen Besuch empfing, selbst nicht den Besuch des Vaters oder eines Bruders.

Nur einer einzigen längeren Unterredung wurde Hermione bald nach ihrer Vermählung von ihrem Vater gewürdigt. Ischomachos hatte nämlich seiner jungen Hausfrau eine lange Reihe von Pflichten aufzuzählen, deren pünktliche Erfüllung zu seinem Glücke nothwendig sei; denn das war ja eben die Bestimmung der griechischen Frau, alle häuslichen Sorgen und Lasten dem Manne abzunehmen.

Wir haben in dieser kurzen Erzählung versucht, die Ehe im alten Griechenland zu veranschaulichen. Dem Manne blieb das Haus und die Familie fremd, er kümmerte sich um nichts; auch nicht um die Erziehung der Kinder, am allerwenigsten aber um die Erziehung der Mädchen. Die Mädchen wurden fast ohne allen Unterricht gelassen und ermangelten aller geistigen Vollkommenheiten.

G. v. S.

Die neuesten wollenen und halbwollenen Stoffe

für die kommende Herbst- und Winteraison unterscheiden sich ihrem Charakter nach wenig von denen des vorigen Jahres und erhalten größtentheils nur durch die schöneren und frischeren Farben das Gepräge der Neuheit und Originalität; jedoch sind durch die rege Produktionskraft intelligenter Fabricanten auch einige neue Stoffarten erschienen, welche sich eben so elegant als praktisch und gediegen darstellen.

Derselbe umfaßt zunächst die halbwollenen Stoffe, darunter die bekannten und noch immer beliebten poil de chèvres in schönen Farben und den neuesten Dispositionen zum Preise von 5-7 1/2 und 10 Sgr. pro Elle; sodann die ungleich praktischeren Lustres, Mohairs, Alpacas und Mixed, welche zu 10-17 1/2 Sgr. die Elle gekauft werden. Ein etwas dickerer, elastischer Stoff ist der double Mohair zu 12-17 1/2 Sgr., ein noch eleganterer der Gros grain in effectvollen Dessins, welcher auch mit Seide gewebt existirt.

Vorzugsweise in Aufnahme aber — besonders zu vorgenanntem Zweck — ist der Knickerbocker, ein harter englischer Stoff in uni mit flockenweise eingestreuten dunkleren Farben à 27 1/2 Sgr.

Zu Promenade- und Gesellschafts-Roben gleich empfehlenswerthe Stoffe à 1 bis 1 1/2 Thlr.

sind ferner: Duchesse façonné, mit in Seide brodirten, kleinen Dessins; toile de laine rayé chinois mit feinen, im chinesischen Geschmack gewirkten Seidenstreifen; drap de Saxe, rayé grec, mit arabischenartigen Streifen, und gros de Russie uni, einfarbig, welche Stoffe sämmtlich fast den Effect einer Seidenrobe machen.

Zur Toilette für tiefe Trauer sind noch immer die schwarzen Thibets viel im Gebrauch; als moderner und eleganter jedoch ist der schwarze Crêpe anglais für diesen Zweck zu empfehlen.

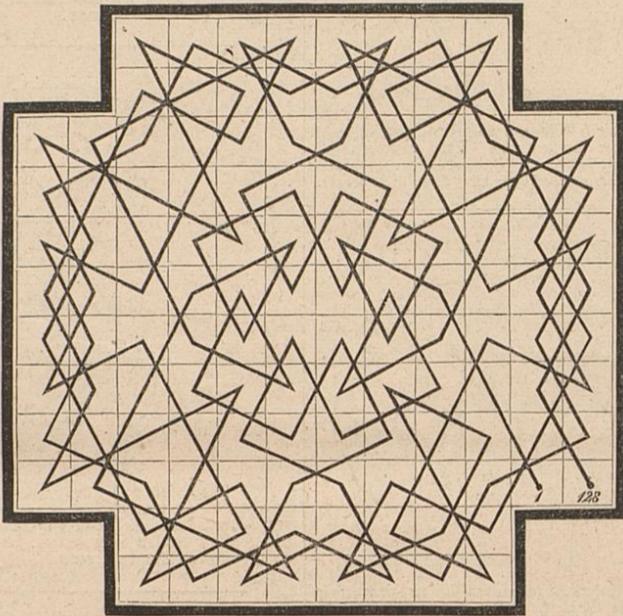
Schließlich noch machen wir unsere Leserinnen auf die neuerdings im Handel erschienenen, höchst eleganten Kaschmir-Schlaf Röcke aufmerksam, welche im eigenthümlichsten Arrangement aus einer kurzen Casaque von einfarbigem Kaschmir bestehen, welcher sich ein aus breiten türkischen Kaschmirbändern zusammengesetzter Rock anschließt.

Wir werden in unserer nächsten Nummer auch über die neuen, zu Mänteln und Confections verwendeten verschiedenartigen Stoffe berichten.

Auflösung der Schachaufgabe Nr. 1 Seite 332.

- 1) D f 8 - e 7 + ... 2) D e 7 - e 5 + ... 3) L c 3 - d 2 Schach und Matt.

Schlüssel zur Auflösung des Rätselsprungs Seite 332.



Auflösung des Rätselsprungs Seite 332.

Gott wollte nicht, wir sollten uns begnügen Mit Seiner unsichtbaren Rath' allein; Drum leuchtet uns aus theurer Menschen Zügen Am wärmsten Seiner ew'gen Liebe Schein, Und wunderthätig klagt Sein Vatersegen Von theurer Menschenlippe uns entgegen.

Gott selber hat ein schmerzlich süßes Fühlen, Dem Heimweh gleich, in unsrer Brust gefät; Ob es sich rante nach verschiedenen Zielen, Wie es das Leben hierhin, dorthin weht — Doch ist es stets das Gott entsprossne Sehnen: Die Liebe zu dem Guten, Wahren, Schönen!

Auflösung des Rebus Seite 332.

„Verständiger sind Alle, Anderer Schicksal zu richten, als ihr eigenes Ungemach zu Haus.“

Dreißilbige Charade.

Nicht Jedermann kann sich ein Letztes halten, Damit es von den Ersten ihn befreie; Das Ganze muß des Letzten Amt verwalten, Und thuet es in Demuth und in Treue; Hartt still im Winkel und verlangt nicht Dank Für seine Müh', noch Lohn, noch Speis' und Trank.

Rebus.



Wirthschafts-Blaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

Süße Zwischengerichte.

Cabinets-Pudding. — Ein anderer Cabinets-Pudding. — Chocladen-Pudding. — Weinsauce zum Pudding. — Chaudau oder Weinschaumsauce. — Citronenzucker. — Kalte Wein-Crème mit Matronen. — Ausgebakene Reistkörner (Weigeln von Reis). — Citronencreme ohne Milch. — Madeira-Krüften. — Limonadenbeise.

Folgende ohne Schwierigkeiten auszuführende Recepte zu einigen warmen und kalten Zwischengerichten werden es unseren Leserinnen möglich machen, einige Abwechslung in diesen wichtigen Theil der Mahlzeit einzuführen.

Cabinets-Pudding. Man rühre 8 Loth Kartoffelmehl mit 8 Loth (1/2 Quart preuß.) Sahne oder Milch und 3 Loth frischer Butter auf dem Feuer zu einem dicken Brei ab und lasse diesen erkalten. Alsdann thue man ein halbes Pfund Butter in einen glasirten Napf, rühre sie mit einem hölzernen Löffel, bis sie wie Sahne aussieht, füge nach und nach unter fortwährendem Rühren das Gelbe von 12 Eiern, 18 Loth gestoßenen und gesiebten Zucker, den erkalteten Brei, 4 bis 5 Loth bittere, zu Pulver geriebene Matronen, 1/2 Pfund ausgelesene und gewaschene kleine Rosinen, 1/4 Pfund große Rosinen, ein wenig in kleine Stücke geschnittene eingemachte Orangenschale und Citronat hinzu, und mische zuletzt das zu sehr steifem Schnee geschlagene Weißer der 12 Eier darunter.

Ein anderer Cabinets-Pudding. Man fülle eine einfache, mit frischer Butter ausgefrischene Form mit Vöselbiscuit, der in Schichten übereinander gelegt wird und füge jeder Schicht gut gereinigte große und kleine Rosinen, zerbröckelte Matronen und in kleine Stücke geschnittene eingemachte Citronen- und Orangenschale bei. Ein halbes Quart Sahne lasse man mit einer halben Stange Vanille aufkochen, nehme sie vom Feuer und vermische sie, nachdem sie erkaltet ist, mit einem halben Pfunde gestoßenen Zucker, einer Prise Salz, 2 ganzen Eiern und 8 Eidottern, seibe dies durch ein Stück Mousseline und gieße es nach und nach in die Form, die nicht ganz mit Biscuit gefüllt sein darf.

Chocladen-Pudding. 12 Loth feine Butter rührt man in einem Napf mit einem Holzlöffel, bis sie weiß wie Sahne ist, thut dann nach und nach unter fortwährendem Rühren das Gelbe von 12 Eiern, 8 Loth gestoßenen Zucker, 6 Loth geriebene Chocladen, 3 Loth Kartoffelmehl, 7 Loth gestoßenen Zwieback, ein wenig feingestoßene und gesiebte Vanille und, wenn man den Geschmack liebt, einige gestoßene und gesiebte Gewürznägel hinzu; zuletzt mischt man das zu sehr steifem Schnee geschlagene Weißer der 12 Eier unter die Masse, füllt diese in eine mit Butter ausgefrischene und mit gestoßenem Zwieback eingestreute Form und kocht den Pudding eine und eine halbe Stunde im Bain-marie (siehe die oben beim Cabinets-Pudding gegebene Anmerkung).

Weinsauce zum Pudding. Man rührt ein wenig frische Butter mit einem nicht zu vollen Löffel Kartoffelmehl zusammen, mischt das Gelbe von 4 Eiern und die auf Zucker abgeriebene Schale einer kleinen Citrone darunter, fügt eine halbe Flasche weißen Wein hinzu, macht das Ganze nach Belieben mit gestoßenem Zucker süß, setzt es auf das Feuer und schlägt es mit einem kleinen Besen von Weidenruthen oder Draht, bis es recht dicksaftig und auf dem Punkt des Aufkochens angelangt ist.

Chaudau oder Weinschaumsauce. Man schlägt zwei ganze Eier und vier Eidotter in einen Topf, fügt eine Viertelflasche weißen Wein und den Saft einer kleinen Citrone hinzu, quirlt dies recht klar, gießt es durch ein Sieb in eine nicht zu kleine Casserole und thut ein Viertelpfund gestoßenen Zucker nebst der auf Zucker abgeriebenen Schale einer halben Citrone hinzu. Kurz vor dem Anrichten schlägt man diese Mischung mit einem Besen von Draht oder Weidenruthen über gelindem Feuer so lange, bis sie zu einem dicken Schaum geworden und im Begriffe steht, aufzukochen.

Citronenzucker. Bei der Bereitung vieler süßen Speisen und Backwerke wendet man Citronenzucker an, den man auf folgende Weise gewinnt: Man reibt das Gelbe einer oder mehrerer Citronenschalen auf großen Zuckerstücken ab, schabt die von den Früchten gelb gefärbte Oberfläche dieser Zuckerstücke mit einem Messer oder Reibeisen ab, trocknet den gelben Zucker im warmen Ofen, reibt ihn vollständig zu Pulver und bewahrt dieses in einem wohlzugepropften Fläschchen zum Gebrauch auf. Da der Zucker nicht auf lange Zeit das Aroma der Citronen bewahrt, so ist es rathsam, nur kleinere Quantitäten davon auf einmal zu bereiten.